



Aktionen

2024

GESELLSCHAFT FÜR CHRISTLICH-JÜDISCHE ZUSAMMENARBEIT KREIS RECKLINGHAUSEN E.V.



Jüdinnen und Juden in Deutschland haben wieder Angst.

Warum bedroht Judenhass unser Land?



#50tagelaut



Jahresthema 2024:

- The Sound of Dialogue
- Gemeinsam Zukunft bauen

**GESELLSCHAFT FÜR
CHRISTLICH-JÜDISCHE
ZUSAMMENARBEIT**
KREIS RECKLINGHAUSEN E.V.



MITGLIED WERDEN IN EINER DER ÄLTESTEN ZIVILGESELLSCHAFTLICHEN BÜRGERINITIATIVEN!

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sind ab 1948 entstanden mit dem Wissen um die historische Schuld und Verantwortung angesichts der in Deutschland und Europa von Deutschen und in deutschem Namen betriebenen Vernichtung jüdischen Lebens.

Sie folgen der Überzeugung, dass im politischen und religiösen Leben eine Orientierung nötig ist, die Ernst macht mit der Verwirklichung der Rechte aller Menschen auf Leben und Freiheit ohne Unterschied des Glaubens, der Herkunft oder des Geschlechts.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sind offen für alle, die als Mitglieder für ihre Ziele eintreten wollen. Zur Verwirklichung ihrer Ziele beteiligen sie sich an der allgemeinen Erziehungs-, Bildungs- und Jugendarbeit.

■ Vor Ort

Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Kreis Recklinghausen wurde am 25. Januar 1961 gegründet. Sie gehört zu einem Netzwerk von über 80 Gesellschaften in ganz Deutschland, die sich einsetzen für

- Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden bei gegenseitiger Achtung aller Unterschiede
- Erinnerung an die Ursprünge und Zusammenhänge von Judentum und Christentum
- Selbstbesinnung in den christlichen Gemeinden im Blick auf den Antijudaismus in den Kirchen
- Bewahrung der erhaltenen, vielfältigen Zeugnisse jüdischer Geschichte
- Förderung der Gedenk- und Erinnerungskultur
- Beteiligung am demokratischen Bildungsauftrag der Schulen u.a. durch den Auerbach-Preis
- Solidarität mit dem Staat Israel als jüdischer Heimstätte

Sie wenden sich deshalb entschieden gegen

- alle Formen der Judenfeindschaft, religiösen Antijudaismus, rassistischen und politischen Antisemitismus sowie Antizionismus
- Rechtsextremismus und seine Menschenverachtung
- Diskriminierung von Einzelnen und Gruppen aus religiösen weltanschaulichen, politischen, sozialen und ethnischen Gründen
- Intoleranz und Fanatismus

Mehr Informationen: www.cjg-re.de, Mitglied werden: cjg-re@gmx.de

■ Bundesweit

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit haben sich vor über 70 Jahren im Deutschen Koordinierungsrat zusammengeschlossen, um ihren Aufgaben und Zielen gemeinsam besser gerecht zu werden. Die bundesweiten Aktivitäten sind:

- Eröffnung des Jahresthemas der Christlich-Jüdischen Zusammenarbeit mit Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille
- Rabbiner-Brandt-Vorlesung und Buber-Rosenzweig-Lehrauftrag zum Christlich-Jüdischen Gespräch
- Dialog zwischen Rabbinerinnen/Rabbinern und Vertreterinnen/Vertretern der christlichen Kirchen
- Forum Junger Erwachsener (FJE)
- Tagungen, Publikationen, Begegnungen
- Themenhefte zum jeweiligen Jahresthema
- Präsenz auf Kirchen- und Parteitagen
- Courage zeigen! Gegen Gewalt, Rassismus und Antisemitismus

Die Buber-Rosenzweig-Stiftung fördert die Aufgaben und Ziele.

Mehr Informationen und Newsletter: www.deutscher-koordinierungsrat.de

■ International

Der Deutsche Koordinierungsrat vertritt als bundesweite Vereinigung diese Gesellschaften auf nationaler und internationaler Ebene. Er ist größtes Einzelmitglied im Internationalen Rat der Christen und Juden (ICCJ), in dem etwa 40 nationale Vereinigungen für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und interreligiösen Dialog vertreten sind. Der internationale Sitz des ICCJ befindet sich im „Martin-Buber-Haus“ (Heppenheim), in dem der bedeutende jüdische Denker Martin Buber wohnte, bis die Verfolgung der Nationalsozialisten ihn zwang, aus Deutschland zu fliehen.

Mehr Informationen und Newsletter: www.iccj.org, <https://www.jcrelations.net/de/index.html>



The Sound of Dialogue

Liebe Leserin, lieber Leser,

im Mittelpunkt dieser Ausgabe stehen drei größere Schwerpunkte:

Der 7. Oktober 2023, der brutale Überfall der Terror-Organisation Hamas auf Israel, hat auch in Deutschland Spuren hinterlassen. Für die jüdische Gemeinschaft ist es eine Zäsur von historischem Ausmaß. Unsere Dachorganisation, der Deutsche Koordinierungsrat, reagiert mit Videostatements #50tagelaut an 50 Tagen vor dem kommenden 7. Oktober, an denen auch wir uns beteiligen (www.cjg-re.de).

Mit zwei Beiträgen gehen wir auf das Jahresthema 2024 ein (s. Titelseite). Besonders erinnern wir an den jüdischen Kantor Erich Mendel in Bochum und USA.

„75 Jahre Grundgesetz“ greift u.a. zwei Aktivitäten von Schulen im Kreis Recklinghausen auf.

Daneben führen wir Reihen fort: #beziehungsweise, Einblicke ins Judentum, eine Buchbesprechung und Berichte über Studienreisen sowie Vorträge. Wir stellen die diesjährigen Auerbach-Preisträger-Schulen vor und beginnen mit einem Beitrag über eine jüdische Familie aus Datteln eine neue Reihe zu jüdischem Leben in den Kreis-Städten.

Wir berichten über den 100. Geburtstag der Zeitzeugin Ruth Weiss, die oft Gast in unserer Region war.

Zuletzt stellen wir das Forum Junger Erwachsener (FJE) im Deutschen Koordinierungsrat vor.

Wir wünschen eine interessante Lektüre!

Gerda E.H. Koch



Beitrag	Seite	Beitrag	Seite
■ Drei Leben für die Musik der Synagoge	4	■ Studienreise nach Mecklenburg	23
■ Jüdisch und christlich – näher als du denkst	7	■ „Ich bin David“ – Buchbesprechung	25
■ Aufstehen gegen Terror, Hass und Antisemitismus	10	■ 75 Jahre Grundgesetz	26
■ Eine Zäsur für die jüdische Gemeinde	11	■ Julius Streicher „Der Stürmer“	30
■ Der 7. Oktober 2023	12	■ Greta Klingsberg und die Kinderoper Brundibár	32
■ Zum 100. Geburtstag von Ruth Weiss	13	■ Dr. Selig S. Auerbachpreis 2024	35
■ Namensgebung im Judentum	14	■ „Happy Birthday“ Grundgesetz	37
■ Die Dattelner Familie Bock zwischen den Welten	18	■ Die Noachidischen Gebote	38
■ Studienreise nach Thüringen	20	■ Das Forum junger Erwachsener im DKR	40
REAktionen erscheint ab 2024 1x jährlich.		Wir danken den Autor:innen und Fotograf:innen für die Beiträge und Fotos/Bilder.	

IMPRESSUM:

Hg. Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Kreis Recklinghausen e.V.,
Friedrich-Ebert-Str. 40, 45659 Recklinghausen
www.cjg-re.de, cjg-re@gmx.de,
gerda.koch-gcjz@t-online.de
Layout: Volker Koehn, Recklinghausen

Redaktionsteam:

Herbert Hehemann
Roswitha Killinger
Gerda E.H. Koch
Dr. Martina Leufert
Gregor Kortenjann (Lektorat)



DREI LEBEN FÜR DIE MUSIK DER SYNAGOGGE

ZU LEBEN, WERK UND WIRKUNG DES DEUTSCH-AMERIKANISCHEN KANTORS ERICH MENDEL/ERIC MANDELL

MANFRED KELLER

Im 19. Jahrhundert erlebte die jüdisch-liturgische Musik europaweit eine Blüte. Komponisten wie Salomon Sulzer in Wien und Louis Lewandowski in Berlin schlugen eine Brücke zwischen jüdischer Sakralmusik, vornehmlich aus Osteuropa, und den musikalischen Formen der westeuropäischen Klassik und Romantik. Nun traten Chor (zunächst nur Männerchöre) und – für liberale Gemeinden – Orgel neben den Sologesang des Kantors.

Louis Lewandowski (1821–1894) aus dem polnischen Wreschen wurde berühmt als Musikdirektor an der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße in Berlin. Man nannte ihn den „Mendelssohn der Synagogenmusik“. Unter dem Titel „**Todah we Somrah**“ („Dank und Gesang“, 2 Bde.) veröffentlichte er seine Kompositionen für Kantor-Solo, vierstimmigen Chor und Gemeindegesang. Als Musikdozent am jüdischen Lehrerseminar in Berlin hatte er großen Einfluss auf Generationen von Kantoren der jüdischen Gemeinden in ganz Deutschland.

Erich Mendel in Europa (1902 bis 1941)

Einer von ihnen war Erich Mendel in Bochum: Wie seine o.g. Vorbilder suchte er die Synthese von jüdischer Tradition und europäischer Musikkultur. Mendel entstammte dem westfälischen Landjudentum, wurde am 14. Juni 1902 in Gronau geboren und wuchs in Herne auf; an der Marks-Haindorf-Stiftung



Synagoge Herne

in Münster absolvierte er die Ausbildung zum Kantor und Volksschullehrer.

1922 berief die Synagoge Bochum den eben Zwanzigjährigen als Kantor, später auch als Lehrer und Leiter der jüdischen Volksschule. 1933 begannen die behördlichen Schikanen, insbesondere auf jüdische Schulen; Mendel verlor

seine Stelle. Ausgegrenzt aus dem gesellschaftlichen und kulturellen Leben engagierte er sich verstärkt in den Organisationen jüdischer Lehrer und Kantoren, vor allem aber in der synagogalen Musik: Ihr widmete er seine ganze Kraft, um sie als Instrument des Gemeindeaufbaus einzusetzen.

In der Zeit bis 1939 wurde er zu einem leidenschaftlichen und immer kenntnisreicheren Sammler jüdischer Musik. In seiner Wohnung entstand ein Archiv mit mehreren hundert Bänden gedruckter und handschriftlicher Noten, dazu eine umfangreiche Bibliothek und Sammlung einschlägiger Aufsätze. Unablässig korrespondierte er mit Verlagen und Antiquariaten, um den Bestand zu erweitern und Neuerscheinungen wie auch seltene alte Werke seines Spezialgebiets hinzu zu erwerben. Mendel schien die nationalsozialistische Vernichtung jüdischer Kultur vorauszuahnen.

Nach der Pogromnacht kam er ins KZ Oranienburg-Sachsenhausen.



Mendel im Alter von 15 Jahren



Kantor Mendel in der Bochumer Synagoge

Seine Entlassung im Dezember 1938 war mit der Auflage verbunden, Deutschland zu verlassen. In den folgenden Monaten gelang es ihm, seine Bochumer Sammlung nach Holland zu schaffen, bevor er selbst am 1. August 1939 nach England emigrierte. Dort, wo Mendel als Klavierstimmer seinen Lebensunterhalt verdiente, lernte er Martha Wolff kennen. Die selbstständige junge Frau aus einer jüdischen Familie in Dülmen war schon vor der Pogromnacht nach Berlin gezogen, um den antisemitischen Anfeindungen in der westfälischen Provinz zu entgehen. Die beiden heirateten im August 1940 in einem englischen Internierungslager. Anfang 1941 erhielten sie ein gemeinsames Einreisevisum für die USA und kamen Ende Januar in New York an.

Eric Mandell in den USA (1941 bis 1988)

Dank seines Rufes als Kantor und Kenner synagogaler Musik erhielt der Emigrant gleich zwei berufliche Angebote. Er entschied sich für eine Anstellung als Chordirektor an der Har-Zion-Synagoge, Philadelphia, und als Dozent für synagogale Musik am Gratz-College, einer Ausbildungsstätte für jüdische Religionslehrer und Kantoren. In den USA amerikanisierte Mendel seinen Namen zu Eric Mandell.

Nach dem Krieg versuchte er das Schicksal seiner in Holland versteckten Sammlung zu klären, doch die Recherchen blieben erfolglos. Der Verlust steigerte die Antriebskraft, erneut eine Sammlung aufzubauen, zumal die jüdische Kultur und mit ihr die Synago-



Ausstellungsvitrinen

genmusik in Europa gänzlich ausgelöscht schien. Er rekonstruierte seine Bochumer Sammlung, ergänzt um jüdische Volksmusik, israelische Musik und Lieder aus Ghettos und Konzentrationslagern. Beim Katalogisieren der Sammlung half Martha Mandell, die Bibliothekarin der Har-Zion-Synagoge war. Die

Sammlung wurde dem kinderlosen Ehepaar zum Lebensinhalt. Nach seiner Emeritierung 1970 übergab Mandell die Sammlung an die Musikbibliothek des Gratz-College. Die „Eric-Mandell-Collection“ mit 15000 Exponaten ist bis heute eine der weltweit größten und bedeutendsten Sammlungen ihrer Art. Mandell starb in Philadelphia am 6. Februar 1988 nach langer, schwerer Krankheit.

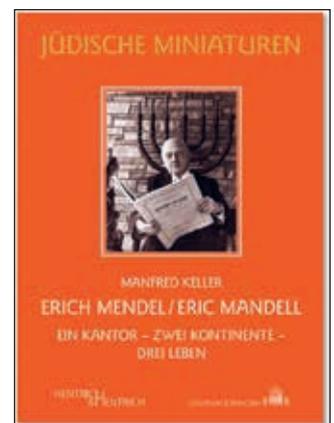
Erich Mendel – Eric Mandell: Ein drittes Leben

Noch liegt eine dicke Staubschicht über der Erinnerung an den deutsch-amerikanischen Kantor, sein Vermächtnis und der „Eric-Mandell-Collection“. Aber die Anzeichen mehren sich, dass für den fast Vergessenen ein „drittes Leben“ begonnen hat. Die Wiederentdeckung begann im Oktober 2002 mit einem Konzert zur Erinnerung an seinen 100. Geburtstag. Vorausgegangen war eine Begegnung des Verfassers mit Jerry Freimark aus Philadelphia, geboren 1921 in Bochum als Gerhard Freimark. Er war dort bei dem Lehrer Erich Mendel in die Israelitische Volksschule gegangen, und der Kantor Eric Mandell traute ihn und seine Frau Marge später in der Har-Zion-Synagoge. Durch Freimarks Recherchen entstand ein Bild von Eric Mandells Wirken in den USA und ein Zugang zu seinen synagogalen Kompositionen und Arrangements. Ronna Honigman, von Mandell zur Kantorin ausgebildet, hatte diese in ihrer Master-Arbeit gesammelt und kommentiert.

Diese Studie sowie Auskünfte von Marsha Bryan Edelman, Direktorin der Musikabteilung am Gratz-College, ließen die Idee zu einem Jubiläumskonzert am 27. Oktober 2002 in Bochum reifen: „Die Stimme der Synagoge – Meisterwerke der synagogalen Musik aus der Mendel-Sammlung“.

Durch Zufall wurde Johannes Otto, der einzige noch lebende Neffe von Martha und Erich Mendel, darauf aufmerksam und nahm Kontakt auf. Wenige Tage später brachte er zwei Koffer mit lange Zeit aufbewahrten Materialien – Manuskripte, Briefe, Fotos, eine Fülle persönlicher Dokumente.

Der unverhoffte Zugang zu dem reichen biographischen Fundus führte zu dem Langzeit-Projekt „**Erich Mendel und die Musik der Synagoge**“, das zwei Ziele verfolgt: die Aufarbeitung seines Werkes sowie die





Belebung und Pflege synagogaler Musik in der Tradition des 19. und 20. Jahrhunderts.

Ersterem dienen die Buchveröffentlichungen: „Erich Mendel/Eric Mandell. Zwei Leben für die Musik der Synagoge“ (2006) und „Erich Mendel/Eric Mandell: Ein Kantor – zwei Kontinente – drei Leben“ (2022).

Das zweite Ziel, die Pflege synagogaler Musik, ruft bis heute nach verstärktem Engagement. Am Anfang stand 2003 ein Empfang des Evangelischen Forums Westfalen für den damaligen Landesrabbiner Henry G. Brandt im Rathaus zu Münster. Den Abend rahmten vier junge Musikerinnen mit synagogalen Gesängen von Mendel. Inzwischen tragen sie sein musikalisches Erbe als „mendels töchter“ fort.

Zwei CD-Einspielungen (2004, 2008) und die Konzerttätigkeit des Ensembles setzen das Mendel-Projekt in eigens kreierte Festivals fort: „Musik & Kultur der Synagoge“. Die Reihe begann 2008 in Bochum und Gelsenkirchen, erstreckte sich im Jahr der Kulturhauptstadt 2010 auf das ganze Ruhrgebiet und entwickelte sich 2012/2013 zu einem jüdischen Kulturfest mit 34 Veranstaltungen im Ruhrgebiet und in Ostwestfalen.

Den vorläufigen Höhepunkt bildete das Festival **„Musik & Kultur in westfälischen Landsynagogen“**

2021/22, als Beitrag zum Jubiläum **„1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“**. Acht wenig bekannte Orte der westfälischen Provinz – so die „Jüdische Allgemeine“ – wurden *„neu oder wieder mit jüdischem Leben verknüpft“*: ein kultureller Dreiklang aus Literatur, Ortsbegehung auf jüdischen Spuren und Konzerten mit jüdischer Musik in ihrer ganzen Vielstimmigkeit. Thema auch dieser Initiative ist der deutsch-amerikanische Kantor Erich Mendel/Eric Mandell, dessen „drittes Leben“ hoffentlich noch viele Früchte trägt.

Der Artikel erschien zuerst im Themenheft 2024 des DKR.

Unsere Gesellschaft beteiligt sich an dem 5. Festival mit einem Konzert am 15.09.2024 um 17 Uhr im Kulturzentrum Erlöserkirche Marl-Brassert, Schachtstr. 104, 45768 Marl.

Informationen in unserem Programmheft und auf der Homepage:

www.cjg-re.de

GESELLSCHAFT FÜR
CHRISTLICH-JÜDISCHE
ZUSAMMENARBEIT
KREIS RECKLINGHAUSEN E.V.



Dr. Manfred Keller (geb. 1940) leitete bis 2005 die Evangelische Stadtakademie Bochum und war Synodalbeauftragter für den Christlich-Jüdischen Dialog im Kirchenkreis Bochum. 2002–2011 Vorsitzender des Evangelischen Forums Westfalens; Initiator u.a. des o.g. Festivals und des 5. Festivals Musik & Kultur der Synagoge vom 8.–21.09.2024.

BEZIEHUNGSWEISE

JÜDISCH UND CHRISTLICH: NÄHER ALS DU DENKST!

MARTINA LEUFERT

Das Festjahr 2021 „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ zeigte: Die Verbindung zwischen Judentum und Christentum ist eng. Besonders deutlich kommt dies in den Festen und Ritualen zum Ausdruck. Wir setzen unsere Reihe „Beziehungsweise“ fort mit der Gegenüberstellung von Bar Mitzwa – Firmung/Konfirmation.

Bar Mitzwa/Bat Mitzwa:

Die Bar Mitzwa-Feier (für Jungen) bzw. die Bat Mitzwa-Feier (für Mädchen) ist die Feier der religiösen Mündigkeit eines jungen jüdischen Gemeindegliedes. Jungen werden mit 13 Jahren Bar Mitzwa, d.h. Sohn des Gebotes. Mädchen werden mit 12 Jahren Bat Mitzwa, d.h. Tochter des Gebotes.

Das Ritual stellt einen religiösen Initiationsritus dar, den Übergang zum Erwachsenenalter. Dementsprechend kommen auf das junge Gemeindeglied neue Rechte, aber auch neue Pflichten zu. Die Jugendlichen (in orthodoxen Gemeinden bisher nur die Jungen) werden nun zum Minjan mitgezählt, dem Zehnerquorum, das erforderlich ist, um am Schabbat aus der Thora vorzulesen. Aber auch für die Einhaltung der 613 Gebote ist nun der Jugendliche selbst verantwortlich.



Bar Mitzwa in Jerusalem neben der Klagemauer, der Bar Mitzwa mit Familie

Der Vater ist jetzt in religiösen Dingen für seinen Sohn nicht mehr verantwortlich, und so spricht er erleichtert im Gottesdienst den Satz:

„Gesegnet sei Er, der mich von der Strafe dieses Sohnes befreit hat!“

Zur Vorbereitung hat ein Unterricht über Jahre stattgefunden, in dem die Jugendlichen lernten, aus der Thora zu lesen und ihren Religionsunterricht vertieften.

Die Feier findet in der Regel am ersten Schabbat nach dem 13. bzw. 12. Geburtstag statt. Man wird zum ersten Mal zur Lesung der Thora aufgerufen, meist als „Maftir“, das ist der letzte in der Gruppe, der auch den zugehörigen Teil aus der Haftara (Prophetenbücher) vorliest. Anschließend findet eine Familienfeier statt, bei der Gebetschal (Tallit) und Gebetsriemen (Tefillin) übergeben werden, aber es gibt auch Geschenke.

Im Gegensatz zur Beschneidung, der Brit Mila, die bereits in der Thora verankert ist, ist der Brauch der Bar Mitzwa erst seit dem Mittelalter bekannt. Er hat also keinen direkten Bezug zur hebräischen Bibel. Zunächst gab es die Zeremonie nur für Jungen.

Die erste Bat Mitzwa für Mädchen ist aus dem Jahr 1922 bekannt. Die erste Tochter des Gebotes war die Tochter von Mordechai Kaplan aus New York. Er vertrat eine rekonstruistische Richtung im Judentum. Sie entstand aus dem konservativen Judentum. Man sah die Halacha, d.h. das jüdische Religionsgesetz, als verpflichtend an, aber einem stetigen Wandel der Zeit stattgebend.

Das Ritual für Mädchen wurde anschließend im Reformjudentum unterstützt, hatte sich aber erst seit den 1970er Jahren in den Reformgemeinden durchgesetzt. Bereits vorher wurde für Mädchen eine Zeremonie erdacht, die sich in ihrer Form an den evangelischen Brauch der Konfirmation anlehnte. In orthodoxen Gemeinden ist die Bat Mitzwa-Feier noch nicht weit verbreitet. Wird sie gefeiert, wird das Recht, zur Thoralesung aufgerufen zu werden, ausgeklammert. Als Brauch können hier das Lichterzünden in der Gemeinde im Schabbat-Eingangsgottesdienst (zu Hause ist dies Aufgabe und Recht der



Palmsonntag 1933, Konfirmandin (traditionell schwarze Kleidung) vor der Dorfkirche Hilbersdorf bei Freiberg/Sa

Frau) oder das Backen der Challot, der Schabbat-Brote, zum Einsatz kommen.

Firmung und Konfirmation:

Auch christliche Jugendliche feiern ihre religiöse Mündigkeit. In der katholischen Kirche ist dies die Firmung, in evangelischen Kirchen die Konfirmation. In Bezug auf das Alter der Jugendlichen (i.d.R. um die

14 Jahre) besteht kein wesentlicher Unterschied zu den jüdischen Jugendlichen.

Bereits im Namen der beiden Rituale erkennt man die gleiche Wurzel. Es geht um eine Art von Bestätigung. Die Jugendlichen sind bereits durch die Taufe, immer noch oft im Säuglings- oder Kleinkindalter, Mitglieder der christlichen Gemeinschaft, waren aber zu der Zeit zu einem eigenständigen Bekenntnis nicht in der Lage.

Dies wird nun durch das Ritual der Firmung oder der Konfirmation nachgeholt. Die bereits erfolgte Taufe ist hierfür Voraussetzung. Der/die Jugendliche bekennt sich zum christlichen Glauben und bestätigt aktiv sein/ihr Christ-Sein. In der katholischen Kirche ist dieses Ritual ausgeschmückter. Ein Bischof ist anwesend, es wird eine Salbung mit Handauflegen durchgeführt. Die Firmung ist das zweite der sieben Sakramente in der Katholischen Kirche. In der evangelischen Kirche geht es etwas schmuckloser zu, gemeinsam ist die Bestätigung der Taufe im Alter der Mündigkeit. Die Konfirmation gilt hier nicht als Sakrament. Nach erfolgter Konfirmation erhält der/die Jugendliche auch das Recht zur Teilnahme am Abendmahl. Diese erste Teilnahme geschieht gewöhnlich im Rahmen dieser Gottesdienstfeier. In der katholischen Kirche erhalten die Kinder schon mit der Kommunion (Erste Heilige Kommunion) die Möglichkeit zur Teilnahme an der Eucharistie als Sakrament.

In der katholischen Kirche ist das Ritual der Firmung seit dem 12. Jahrhundert bekannt. Nach der Reformation war die Konfirmation in der evangelischen Kirche durchaus nicht unumstritten. Martin Luther

hielt sie sogar für unnötig, die Taufe bedurfte seiner Ansicht nach keiner Ergänzung. Dennoch hat sich die Konfirmation in der evangelischen Kirche durchgesetzt und ist nun ein zentrales Element der Gemeinschaft.

Die Feier findet an einem Wochenende nach Ostern für einen Jahrgang von Jugendlichen statt und richtet sich nicht – wie auch bei der Firmung – nach dem individuellen Geburtstag. Der eigentlichen Feier geht ein vorbereitender Unterricht voraus. Dieser nimmt ca. ein bis zwei Jahre in Anspruch, die Grundlagen des christlichen Glaubens werden vertieft. Die Jugendlichen beteiligen sich häufig an sozialen Projekten, in die sie sich auch aktiv handelnd einbringen können. Hier wird einem wesentlichen Pfeiler des Christentums, der Nächstenliebe, Achtung gezollt.



Georg Wilhelm Pauli (1855–1935): Französische Konfirmation (erinnert an die traditionelle Kleidung zur Erstkommunion)

Ähnlich – oder doch unterschiedlich?

So weit, so gut – hört sich doch alles ziemlich ähnlich an, oder? Ja, es gibt Gemeinsamkeiten, aber bei genauerem Hinsehen entdeckt man wesentliche Unterschiede, die einem auf den ersten Blick nicht sofort auffallen. In beiden Religionsgemeinschaften handelt es sich um einen Initiationsritus für Jugendliche, die hier ihre religiöse Mündigkeit erlangen. Er ist mit neuen Rechten und auch neuen Pflichten ver-



Rogier van der Weyden
(1399/1400–1464): Firmung,
Ausschnitt aus dem Altarbild
„Die sieben Sakramente“ (14. Jh.)

bunden. Der Erlangung der Mündigkeit geht ein intensiver vorbereitender Unterricht über Jahre voraus. Man bekommt seine Mündigkeit also nicht geschenkt, sie ist mit Arbeit verbunden. Anschließend aber gibt es eine Feier, zunächst rituell geprägt im Gottesdienst und dann fort-

gesetzt im privaten Rahmen, und Geschenke sollten auch nicht fehlen.

Die Unterschiede allerdings lassen nicht lange auf sich warten!

In beiden christlichen Kirchen hat die Firmung oder die Konfirmation eindeutig Bekenntnis- und Bestätigungscharakter, wie es auch schon in den jeweiligen Begriffen zum Ausdruck kommt. Der Jugendliche bekräftigt hiermit seine Taufe, die er oft in einem nicht-mündigen Zustand erhalten hat. Er bestätigt aktiv sein Christ-Sein und bekennt sich selbst zum christlichen Glauben. Er empfängt den Geist Gottes, was sich in der katholischen Kirche durch die Anwesenheit eines Bischofs und das Handauflegen ausdrückt.

Diese Sichtweise existiert im Judentum nicht. Zunächst braucht es kein Ritual ähnlich der Taufe, um Mitglied der jüdischen Gemeinschaft zu sein. Als

schneidung, die Brit Mila, eine wesentliche Funktion für die Zugehörigkeit ein, davon aber mehr in einer der folgenden Ausgaben.)

Auch der Bekenntnischarakter dieses Rituals ist dem Judentum fremd. Die Jugendlichen bekennen nichts bei der Zeremonie. Einfach weil sie ein bestimmtes Alter erreicht haben, werden sie religiös mündig – und sind von da an selbst zur Einhaltung der Gebote verpflichtet bzw. dafür verantwortlich. Bar Mitzwa oder Bat Mitzwa (Sohn oder Tochter des Gebotes) wird man auch ganz ohne Zeremonie – ob man will oder nicht.

Auch die Vorstellung der Notwendigkeit eines Bischofs zum Empfang des göttlichen Geistes ist dem Judentum unbekannt. Eine Vermittlerposition zwischen Gott und dem Menschen kann von keinem anderen Menschen übernommen werden und ist unnötig. Jeder einzelne Mensch kann selbst ohne irgendeinen Vermittler in Kontakt zu seinem Gott treten, und zwar in allen Belangen.

So zeigt sich, dass es bei beiden Ritualen einige Parallelen gibt, dass aber durchaus wesentliche Unterschiede vorhanden sind. Daher sollte man es sich verbieten, diese Unterschiede aufgrund der einen oder anderen Ähnlichkeit zu nivellieren.

**„Ein 5-jähriger ist reif für die Bibel,
Ein 10-jähriger für die Mischna,
Ein 13-jähriger für die Erfüllung der Gebote.“
(Sprüche der Väter 5,24)**

Freude am Erwachsenwerden

Bar-Mizwa | beziehungsweise | Firmung/Konfirmation

Verantwortung übernehmen, erwachsen werden. Traditionen neu mit Leben füllen, Glauben bestärken: In der Synagoge mit der Bar/Bat-Mizwa, in der Kirche mit Firmung oder Konfirmation. Für alle Generationen ein Fest!

#beziehungsweise: jüdisch und christlich – näher als du denkst

Ein bundesweite Kampagne, umgesetzt durch die katholische und evangelische Kirche in Nordrhein-Westfalen



Jude oder Jüdin wird man geboren. Dementsprechend braucht es auch kein Ritual, um die Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft zu bestätigen oder zu bekräftigen. (Bei Jungen nimmt auch die Be-

Dr. Martina Leufert, evangelisches Mitglied des Vorstands der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Kreis Recklinghausen e.V. und im Redaktionsteam.

AUFSTEHEN GEGEN TERROR, HASS UND ANTISEMITISMUS

IN SOLIDARITÄT UND MITGEFÜHL MIT ISRAEL

Rede bei der Kundgebung vor dem Brandenburger Tor in Berlin am 22. Oktober 2023

ANNETTE KURSCHUS

Liebe jüdische Geschwister, mein Herz ist wie zerschmolzenes Wachs. Mein Herz schmilzt vor Trauer und brennt vor Zorn. Und die Zunge klebt mir am Gaumen, wenn ich rede. Denn anmaßend schmeckt jedes Wort, das vorgibt zu verstehen und nachzufühlen. Und jedes Beteuern von Solidarität kommt mir seltsam abgestanden und abgeschmackt vor. Nein, wir können nicht verstehen, wie es Euch in diesen Tagen geht. Es liegt außerhalb unserer Vorstellungskraft, wie sich das anfühlt und was das bedeutet, was am 7. Oktober geschehen ist. Deshalb suche ich Hilfe bei der Sprache der Psalmen.

Denn auch wenn es keine Worte gibt, wäre es falsch zu schweigen. Was ich sehe, zerreißt mir das Herz. Und es muss immer und immer wieder ausgesprochen sein: Wir sind solidarisch mit Israel. Wir sind solidarisch mit Euch, den Jüdinnen und Juden hier in Deutschland. Es beschämt mich, es macht mich traurig, wenn ich höre, wie Jüdinnen und Juden sagen: „Hier in Deutschland bin ich nicht sicher, und jetzt ist mir auch noch meine Heimstätte Israel genommen.“ Ihr sollt wissen, und ich sage das laut: Die evangelische Kirche steht an Eurer Seite!

Zugleich sage ich kleinlaut: Antisemitismus hat seine Wurzeln nicht bei den anderen. Er blüht nicht nur in kleinen extremen Gruppen. Er kommt aus unserer christlichen Geschichte, er keimt in unserer Mitte.

Antisemiten sind auch unter unseren Kirchenmitgliedern. Das ist weder schicksalhaft noch gottgegeben. Wir haben es nicht ernst genug genommen. Es lässt sich verändern. Wir werden weiter dagegen arbeiten. Unbedingt.

Und auch dies werden wir: dem antimuslimischen Ressentiment widerstehen. Es tarnt sich als Israelfreundlichkeit. Aber wir durchschauen es. Es ist purer Rassismus.

Freundinnen und Freunde des Lebens!

Gott ist ein Gott des Lebens, oder es ist nicht Gott. Das ist die Grundgewissheit des Glaubens, und zwar in allen Religionen. Wer diese Wahrheit verlässt – in Hass oder Verblendung – der öffnet das Tor zur Hölle.

Es gibt kein Vertun:

Massenmord ist Gottlosigkeit!

Antisemitismus ist Gotteslästerung!

Es gibt keine Rechtfertigung für Judenhass.

Und jeder Versuch, das Massaker vom 7. Oktober zu relativieren, ist Antisemitismus.

Jedes „Ja, aber“ verharmlost.

Wer geplant und mordlustig Häuser überfällt und die Menschen, die darin leben, schändet, schlachtet, verschleppt, der ist kein Gotteskrieger, kein Widerstandskämpfer, kein Märtyrer. Er ist nur eins: ein Massenmörder.

Wer junge Menschen, die singen und tanzen, foltert, vergewaltigt, massakriert, hat keine religiöse oder politische Rechtfertigung verdient, sondern Verurteilung und Strafe.

Es war ein antisemitischer Pogrom, der den Freudentag Simchat Tora in einen Trauertag verkehrt hat. Da hat sich ein wütender Wille ausgetobt: der schreckliche Wille, jüdisches Leben zu vernichten. Die Täter der Hamas sind keine Volksbefreier, sie sind Geiselnahmer. Sie halten die gekidnappten Jüdinnen und Juden in Folterhaft. Und auch die palästinensische Bevölkerung von Gaza wird von ihnen als Geisel gefangen gehalten.

Ich möchte mir die Ohren zuhalten vor den lärmenden Parolen und dogmatischen Reden der Alles- und Besserwisser im Nahostkonflikt. Würdelose Rechthabereien und schlaumeiernde Erklärungen bewirken allerlei, aber der Gerechtigkeit dienen sie nicht. Sie lenken ab von dem, worauf es in diesen Tagen ankommt: alles, aber auch alles Menschenmögliche zu tun, damit die in den Tunneln der Hamas gefangenen Geiseln zu ihren Familien zurückkehren können.

Als Hiobs Freunde zu ihm kommen, werfen sie Staub gen Himmel und auf ihr Haupt, sitzen mit ihm auf der Erde, sieben Tage und sieben Nächte lang, und reden nichts. Weil sie sehen: Sein Schmerz ist sehr groß. So steht es in der Bibel.

Liebe jüdische Geschwister, ich werfe keinen Staub zum Himmel, aber ich gebe Euch mein Wort und versichere Euch: Unser Platz ist an Eurer Seite.



Foto: EKvW/Jörg Dieckmann 2017, Ausschnitt)

EINE ZÄSUR FÜR DIE JÜDISCHE GEMEINSCHAFT

JUDITH NEUWALD-TASBACH

Wie sich der Antisemitismus seit dem 7. Oktober verändert hat und was das für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland bedeutet

Antisemitismus ist kein neues Phänomen, es hat ihn schon immer gegeben. Es gab Zeiten mal mit subtilem oder mal mit brutalem Antisemitismus, mit viel oder etwas weniger Antisemitismus, aber uns allen muss klar sein, dass Antisemitismus leider immer ein Teil unserer Gesellschaft war und ist. Wir haben es trotz der Katastrophe des „Dritten Reiches“ nicht geschafft, ihn aus unserer Gesellschaft zu tilgen.

Seit dem Moment, als uns die furchtbaren Bilder des 7. Oktobers 2023 erreichten, hat sich zum Entsetzen der jüdischen Gemeinschaft leider die alltägliche Situation des Antisemitismus noch einmal massiv verschlimmert. Dieser Tag war eine Zäsur für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland. Es ist festzustellen, dass die soziale Akzeptanz für antisemitische Sprache im Netz und im täglichen Leben gestiegen ist. Die massive Zunahme von Straftaten und ungebremstem Hass erschreckt uns alle sehr. Das BKA erfasste seit dem 7. Oktober über 7.500 Straftaten im Zusammenhang mit dem Nahost-Konflikt. Der Antisemitismus begegnet uns in allen gesellschaftlichen Schichten, in allen religiösen Spektren und sozialen Milieus. Judenfeindschaft ist im rechtsextremen Lager ebenso wie im radikalen Islamismus einer der wichtigsten Träger und konstitutiver Bestandteil der Ideologie.

Und was macht das mit der jüdischen Gemeinschaft heute hier in Deutschland? Hier leben die Nachkommen derjenigen, die die Shoa nur sehr knapp überlebt haben, wie z.B. Dr. Josef Schuster, der Präsident des Zentralrates, oder auch ich selbst.

Unsere Väter und Mütter haben nach der furchtbaren Katastrophe entschieden hierzubleiben, hier in diesem Land der Täter, weil sie wollten, dass jüdisches Leben hier weitergeht und nicht aufhört! Gegen alle Widrigkeiten haben sie den Grundstein für die heutige jüdische Gemeinschaft gelegt und

wir Nachkommen und die Zuwanderer füllen die Gemeinden wieder mit Leben. Wir fühlen uns alle als Teil der Gesellschaft, stellen aber immer wieder fest, dass der Juden Hass ein unbeschwertes Leben unmöglich macht. Er bedroht uns, unsere Synagogen und alle jüdischen Einrichtungen. Wir werden beschimpft und angegriffen. Man weiß nicht, was als Nächstes kommt. Man muss ein dickes Fell haben, um das alles wegzustecken und den Weg weiterzugehen. Nicht alle von uns können das, sie haben Angst, Angst, sich als Jude zu erkennen zu geben. Kinder erleben den Hass schon in den Schulen, Studenten auf dem Campus, Mieter in den Wohnhäusern, Käppchenträger auf den Straßen und Amtsträger in den sozialen Medien.

Aber wir werden unseren Weg weitergehen. Wir können nicht anders, als zu hoffen, dass wir irgendwann einmal als Juden hier in Frieden leben können. Wir ermutigen unsere Gemeindemitglieder, unsere Jugendlichen, den Weg ihrer Vorfahren mutig weiterzugehen, wir vermitteln ihnen Selbstbewusstsein und stärken sie für die Zukunft. Wir geben nicht auf! Wir wünschen uns sehr, dass es in unserer Gesellschaft endlich keinen Juden Hass mehr gibt und dass die Kinder und Jugendlichen in den Kindergärten und Schulen lernen und verstehen, dass alle Menschen gleich und gleich viel wert sind. Nur gemeinsam werden wir eine glückliche Zukunft haben. Und ich hoffe, dass die nächsten Wahlen in unserem Heimatland die Demokratie stärken und Rassismus und Antisemitismus keinen Raum geben.



Judith Neuwald-Tasbach, 1959 in Gelsenkirchen als Tochter von Holocaust-Überlebenden geboren, studierte Betriebswirtin, Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Gelsenkirchen von 2007 bis 2024, erhielt 2013 die Ehrenplakette der Stadt Gladbeck und wurde 2017 mit der Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

DER 7. OKTOBER 2023

HAT SICH WIRKLICH SO VIEL VERÄNDERT, WIE ES SCHEINT?

7. Oktober, die Nachrichten sind voll mit dem Konflikt zwischen der Hamas und Israel, Freunde und Familie voller Angst und Trauer, doch was ist da los, und wieso alles so plötzlich?

Die Nachrichten waren schockierend und wir wussten nicht, wie es für uns Juden, auch in Deutschland, weitergehen soll. Angst um unser jüdisches Leben in Deutschland überflutet uns und bringt uns zum Schweigen, doch wie können wir unser schon so eingeschränktes jüdisches Leben nun gemeinsam ohne Furcht und Angst weiterleben?

Der erste Schultag nach den Herbstferien: Wir kamen in der Schule an, die Blicke, die einen erreichten, waren nicht zu übersehen. Auf einmal verspürte ich ein Gefühl, welches ich davor in der Schule kein einziges Mal verspüren musste, und zwar so, als würde man hier nicht hingehören. Das erste, was im Unterricht angesprochen wurde, war natürlich die Situation über den Nahostkonflikt. Blicke meiner Mitschüler verfolgten mich als einzige Jüdin der Klasse.

Erste Diskussionen trafen mich. Ich werde als Unterstützerin von „Kindermördern“ verurteilt, dass alles meine Schuld sei. Ich werde für die Taten verantwortlich gemacht. Viele versuchen mich davon zu überzeugen, dass meine Einstellung falsch sei und ich die Hamas unterstützen sollte.

Meine Davidstern-Kette, die ich täglich trage, verschwand nach vielen komischen Blicken und kritischen Aussagen unter meinem T-Shirt, ich fühlte mich sehr unwohl.

Ab dem Moment merkten wir, dass wir das jüdische Leben mehr als jemals zuvor verstecken müssen und nichts mehr so ist wie vor dem 7. Oktober.

„Doppelleben“ war das Stichwort der Situation. Meine Eltern und ich hatten Angst, zum Shabbat in die Synagoge zu gehen, ohne erkannt zu werden oder jemandem dabei zu begegnen.



Foyer/Treppenaufgang im Landtag NRW

Der Moment, in dem ich die jüdische Gemeinde betrete, fühlt sich voller Sicherheit und Geborgenheit an. Natürlich ist vor jeder jüdischen Einrichtung Polizei, doch jetzt steht sie nicht nur bei Öffnungszeiten, sondern rund um die Uhr da.

Drastisch hat es sich für die „Machanot“, so nennt man jüdische Feriencamps, verändert, denn der Security- und Polizei-Einsatz ist deutlich angestiegen. Die Sicherheitsleute begleiten uns sogar Schritt für Schritt bei öffentlichen Veranstaltungen und bei Fortbewegungen von einem zum anderen Ort.

Unser Feriencamp in Sofia, Bulgarien, wurde auf Grund von Gefahren und dem hohen Risiko, dass etwas Schlimmes vorfallen kann, abgesagt.

Jugendliche der Jüdischen Gemeinde Gelsenkirchen

ZUM 100. GEBURTSTAG VON RUTH WEISS

„ALT WERDEN IST PFLICHT, ERWACHSEN WERDEN IST FREIWILLIG“

JÖRG SCHÜRMANN

Mit dem obigen Zitat von Walt Disney beendete Ruth Weiss ihre Dankesrede am Ende der Feierlichkeiten zu ihrem 100. Geburtstag an der Ruth-Weiss-Realschule in Aschaffenburg, die einen Tag vor ihrem eigentlichen Geburtstag am 26. Juli 2024 stattgefunden hatten.

Ruth Weiss, die Jahrhundertzeugin und unermüdlige Kämpferin gegen Rassismus, Antisemitismus, Diskriminierung und für die Gleichberechtigung von Mann und Frau, ist auch in Recklinghausen keine Unbekannte. Viele Recklinghäuserinnen und Recklinghäuser, insbesondere Schülerinnen und Schüler, haben durch ihre Besuche an mehreren Schulen ihre Lebensgeschichte und ihre Botschaft für Toleranz, Gleichheit, Solidarität und gelebte Mitmenschlichkeit kennen- und schätzen gelernt.

Ruth Weiss floh 1936 aus Fürth unter dem Eindruck der Nürnberger Gesetze mit ihrer Familie nach Südafrika, wo sie den Rassismus des Apartheid-Regimes hautnah miterleben musste. Die antisemitischen Erfahrungen, die sie als junges Mädchen in ihrer Heimatstadt Fürth bereits kurz nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 erfahren musste, sowie die zahlreichen Diskriminierungen und Ausgrenzungen der Farbigen durch die Buren in Südafrika sind bis zum heutigen Tage für Ruth Weiss beruflich wie privat prägend geblieben. Als Journalistin setzte sie sich während ihres langen Berufslebens mit dem Apartheid-System auseinander – zuerst in Süd-

afrika und später in der britischen Kolonie Rhodesien, dem späteren Simbabwe, und in London. Sie lernte mehrere spätere Staatschefs wie z.B. Nelson Mandela persönlich kennen. Im Ruhestand war Ruth Weiss seit 1990 an vielen Schulen als Zeitzeugin zu Gast, die den Schülerinnen und Schülern durch ihre eindrucksvolle Persönlichkeit und Präsenz eine ganz besondere Lernerfahrung für ihr ganzes Leben eröffnete.

Ruth Weiss besucht heute kaum noch Schulen. Mit digitalen Lesungen aus ihrer Autobiographie „**Wege im harten Gras**“ und persönlichen Ergänzungen bleibt die Authentizität ihrer Lebensgeschichte und der Eindringlichkeit ihrer Botschaft gegenwärtig und wird weiter getragen wie zuletzt am Theodor-Heuss-Gymnasium und dem Alexandrine-Hegemann-Berufskolleg Recklinghausen.

Wir wünschen Ruth Weiss, Trägerin des Großen Verdienstkreuzes des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland, bei ihrer Familie in Dänemark, ihrer Wahlheimat, für die Zukunft alles Gute und hoffen, dass sie noch viele Momente der Begegnung und des Austausches, insbesondere mit jungen Menschen erleben kann.

Jörg Schürmann, Foto unten mit Ruth Weiss, nahm auch als Vertreter der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit an den Feierlichkeiten teil.

29.11.2024, 18 Uhr, VHS Oer-Erkenschwick
Informationen, Lesung, Video-Interview
über Ruth Weiss – Mehr im Programmheft
und auf der Homepage www.cjg-re.de



NAMENSGEbung IM JUDENTUM

MICHAEL ROSENKRANZ

Ist die Fähigkeit Lebewesen oder Dinge zu benennen, zu benamen, eine ureigenste menschliche Eigenschaft? Nein, denn auch hierin folgt der Mensch seinem Schöpfer. Von ihm heißt es am Anfang des Schöpfungsberichtes: „Und Gott sprach: Es werde Licht; und es ward Licht ... und Gott schied zwischen dem Licht und der Finsternis. Und Gott nannte das Licht Tag, und die Finsternis nannte Er Nacht ...“ (1BM 1,3-5). In dieser Weise gab der Ewige Seinen Geschöpfen Namen. Den Menschen, den Er aus Erde, hebräisch "adamah", bildete, nannte Er „Adam“, das bedeutet „Irdener“. Und als Er ihn erschaffen hatte, übertrug Er die Aufgabe des Namensgebens dem Menschen, wie Er auch die Herrschaft über die Schöpfung ihm übertragen hatte (1BM 1, 28; 2,15), und führte alle lebenden Geschöpfe vor den Menschen, dass er ihnen Namen gebe. „Und alles Leben-Atmende, wie es der Mensch nennen würde –, der Name sollt' ihm bleiben.“ (1BM 2,19) Der Mensch ersann vielerlei Namen, auch für die unbelebte Natur; und auch einander gaben die Menschen Namen. So nannte der erste Mann die Frau, die ihm der Ewige als seine Partnerin zur Seite gegeben hatte, zunächst „Männin“ (1BM 2,23). Doch als der Mann gewahr wurde, dass aus der Frau alles Leben hervorgehen werde, gab er ihr den Namen „Chawwah“ („Leben“; lateinisiert „Eva“). Und als sie ihren ersten Sohn zur Welt gebracht hatte, nannte sie ihn „Qayin“ („Kain“) und sprach „mit dem Ewigen erwarb ich (hebr. „qanithi“) einen Mann“ (1BM 4,1b).

In der biblischen Frühzeit

In der biblischen Frühzeit gaben in der Regel die Mütter ihren Kindern den Namen. Es war, als der Ewige die Klage Hagers hörte, da trug Er ihr durch einen Engel auf, ihren Sohn „Yischma'el“ zu nennen, welches bedeutet „Gott hat gehört“ (1BM 16,11), es war Abrahams erster Sohn. Allerdings war es dann

der Vater, Abraham, der hernach seinem zweiten Sohn, dem Sohn Sarahs, den Namen „Yitzchaq“ („Isaak“; „er wird lachen“) gab (1BM 21,3).

Die gegebenen Namen entsprangen oft einem besonderen Geschehnis: „Ya'aqov“ („Jakob“; „Fersenhalter“) wurde so genannt, da er bei seiner Geburt seinem Zwillingsbruder Essaw folgte und dessen Ferse festhielt (1BM 25,26). Als Ya'aqovs Frau, Rachel, nach langer Unfruchtbarkeit ihren zweiten Sohn gebar nannte sie ihn „Sohn meines Schmerzes“ („Ben-Oni“) und starb bei der Geburt; Ya'aqov nannte ihn dann aber Benyamin („Sohn meiner Rechten“, 1BM 35,18).

Mit dem Namen eines Menschen ist mehr als nur seine Individualität gekennzeichnet, auch seine Lebensleistung, seine Würde und das, wofür er steht, drücken sich durch seinen Namen aus. So spricht der Ewige zu Abraham, der bis dahin Avram hieß: „Ich werde dich zu einem großen Volk machen ... und deinen Namen groß machen ...“ und gab ihm den Namen „Avraham“ (Abraham; „Vater von Vielen“) (1BM 12,2 und 1BM 17,5). Und der Engel Gottes, mit dem Ya'aqov die ganze Nacht hindurch gerungen hat, segnet ihn schließlich und gibt ihm den programmatischen Namen „Yissra'el“ („Israel“), – Kämpfer mit und für Gott“ (1BM 32,29). Als sich der Ewige im brennenden Dornbusch dem Moscheh (Moses) offenbarte und ihn mit seinem Namen anrief, da war es Moschehs Anliegen, die Identität dieses Gottes im Verhältnis zu den Göttern Ägyptens, die er bisher kannte, zu erkennen, weshalb er ihn nach Seinem Namen fragte. Da nannte der Ewige ihm Seinen ausdrücklichen Namen und fügte hinzu: „Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Yitzchaqs und der Gott Ya'aqovs“ (2BM 3,13-15). Als aber nach dem Auszug der Israeliten aus Ägypten und ihrer schweren



Versündigung durch das Goldene Kalb der Ewige den Bund, den Er mit dem Volk geschlossen hatte, zerstört sah und sich von ihm abwenden wollte, da trat Moscheh mutig und selbstbewusst vor den Ewigen und erinnerte ihn, dass Er ihn einst mit seinem Namen erkannt hatte. Moscheh bat um Vergebung für das Volk und bat darum, die Herrlichkeit Gottes schauen zu dürfen. Der Ewige zog an ihm vorbei und rief Seinen Namen und nannte die Dreizehn Maße Seiner Barmherzigkeit. Er verzieh dem Volk und schloss Seinen Bund erneut mit dem Volk (2BM 33,12-23; 34,5-10).

Namen als Ausdruck einer Beziehung zu Gott

Der mit Gott geschlossene Bund spielte im Bewusstsein der Israeliten fortan eine immer größere Rolle. Dies fand seinen Ausdruck auch in der Namensgebung, und es entstanden Eigennamen, die den Träger in eine Beziehung zu Gott setzten, so zum Beispiel: „Yehoschua“ („Josua“: „der Ewige hilft“); Adoniyah (ein Sohn König Dawids: „mein Herr ist der Ewige“); „Chizqiyah“ („Chiskija“, König von Yehuda: „der Ewige ist meine Stärke“); „Eliyahu“ (der Prophet Eliah: „mein Gott ist der Ewige“); „Elischeva“ („Elisabeth“, die Ehefrau Aharons: „mein Gott hat geschworen“).

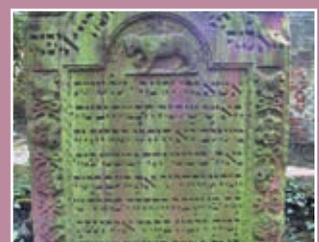
Familiäre Bezüge

Zur Vervollständigung des Namens fing man schon sehr früh an auch den familiären Bezug zu nennen. Als der Knecht Abrahams, den dieser in seine Heimat geschickt hatte, um für seinen Sohn Yitzchaq eine Frau zu finden, am Brunnen eine schöne junge Frau traf und sie nach ihrem Namen frug, da antwortete sie: „Die Tochter Bethu’els bin ich, des Sohnes der Milkah, den sie dem Nachor geboren hat.“ Ihr eigener Name war Rivqah („Rebekka“, 1BM 24,24). Und der Vater des Propheten Schmu’el („Samuel“) wird genannt: Elqanah, Sohn des Yerocham, Sohn des Elihu, Sohn des Thochu, Sohn des Tzuf, ein Efrathiter (1Sam 1,1). Meist wird jedoch nur der Name des Vaters genannt oder der Mutter, wenn, im Altertum, der Vater mehrere Frauen hatte oder auch, wenn nur die Mutter Israelitin ist. Diese Kombination aus dem

Eigennamen und der Angabe, wessen Sohn (hebräisch „ben“/aramäisch „bar“ – „Sohn des/der“) oder Tochter („bath“ – „Tochter des/der“) man ist, gilt bis heute als eigentliche jüdische Namensgebung. Diesen Namen erhält ein neugeborener Junge am Tag seiner Beschneidung, das ist normalerweise der achte Lebenstag, und ein neugeborenes Mädchen im Schabbath-Morgengottesdienst nach ihrer Geburt, im Rahmen einer Zeremonie, in der auch die Wöchnerin gesegnet wird. Mit diesem Namen wird man zur Torah-Lesung aufgerufen und dieser Name steht zuletzt auf dem Grabstein. (In einer Fürbitte für einen Kranken wird allerdings der Muttername genannt.) Auf diese Weise konnten und können auch Menschen gleichen Eigennamens unterschieden werden. Auch fügte man dem Eigennamen ggf. einen Ehrentitel bei, z.B. „Schim’on ha-Tzadiq“ („Simon der Gerechte“) (M, Avoth I, 2) oder die Nennung des Herkunftsortes, wie bei „Jossé ben Yochanan isch Yeruschalayim“ („Jossé, Sohn des Jochanan, ein Mann aus Jerusalem“, (M, Avoth I, 4). Obwohl es im Judentum seit der Zerstörung des Zweiten Jerusalemer Tempels keine amtierenden Priester und Tempeldiener (Lewiten) mehr gibt, so gibt man den Nachkommen dieser beiden Gruppen doch eine besondere Ehre und fügt ihrem Namen noch die Bezeichnung „Kohen“ („Priester“) oder „Lewi“ (Angehöriger des Stammes Lewi, der im Tempel Dienst tat) hinzu und ruft sie als erste zur Torah-Lesung auf. Eine besondere Form der Ehrung eines bedeutenden Gelehrten ist die Abbildung eines Akronyms, eines Kunstnamens aus den Anfangsbuchstaben seines Titels und seines Namens. So entstand RaMBaM aus „Rabbi Moscheh ben Maimon“ („Maimonides“, der 1135–1204 n.d.Z. lebte) oder RaSchY aus „Rabbi Schlomoh ben Yitzchaq“ („Raschi“, 1040–1105 n.d.Z.).

Angleichung an gesellschaftliche Normen im 18./19. Jahrhundert

Während sich in der christlichen Bevölkerung in Mitteleuropa zunehmend feste Familiennamen einbürgerten, blieb dies in der jüdischen Gemeinschaft aus. Erst im 18. und im frühen 19. Jahrhundert, nachdem



die Ghettos geöffnet worden waren, wurden Juden verpflichtet, feste Familiennamen anzunehmen: 1787 in Österreich, 1808 in Westfalen, 1809 in Baden, in Sachsen erst 1834. Dies geschah nur vordergründig, um die Juden zu emanzipieren, diente vielmehr ihrer besseren obrigkeitlichen Überwachung, steuerlich, militärisch und polizeilich, und war teilweise mit einer Pflichtangabe der zu einer Familie gehörenden Anzahl männlicher Personen verbunden. Daher wurde die Pflicht, einen Nachnamen anzunehmen, von der jüdischen Bevölkerung nicht mit Begeisterung aufgenommen und musste seitens der Obrigkeit mit Strafmaßnahmen beschleunigt werden. Die Wahl des Familienamens war in der Regel freilassend und folgte in der jüdischen Gemeinschaft nach unterschiedlichen Gesichtspunkten: Entweder folgte man zur Familiennamenbildung der traditionellen jüdischen Namensgebung, woraus z.B. „Abrahamssohn“, Sohn des Abrahams, entstand, oder man wählte Berufsbezeichnungen zum Nachnamen, etwa „Sänger/Singer/Cantor“; „Schächter“ (Viehschlachter); „Salzmann“ (Salzhändler). Auch zog man Herkunftsnamen hinzu wie „Oppenheimer“, „Frankfurter“, „Landauer“, „Wormser“. Teilweise wurden Nachnamen aus den Symbolzeichen der israelitischen Stämme gebildet, z.B.: „Hirsch“ (Symbolzeichen für den Stamm Naf-tali), Wolf (Stamm Benjamin), Bär (umgewidmetes Symbolzeichen für den Stamm Issachar; ursprünglich ein Esel). Bei den Nachkommen der Priester und Lewiten wurden die Ehrenzusatzbezeichnungen zu Nachnamen umfunktioniert, woraus Kohen/Kohn/Kahn/Katz wurde (letztere Form ein Kunstwort aus „Kohen tzadiq“, das bedeutet „gerechter Priester“), bzw. Levi/Levin/Levit. Die Zeit, in der die Juden gezwungen wurden, Nachnamen anzunehmen, war zugleich die Zeit der Romantik. Und so entstanden auch Nachnamen, die diesem romantischen Gefühl Ausdruck gaben, etwa „Lilienthal“, „Rosenberg“, „Blumenfeld“, Namen, die uns heute als besonders schön und typisch jüdisch erscheinen.

Während einmal angenommene Nachnamen kaum noch geändert werden durften und Juden oft als

solche erkennbar machten und dann auch Anlässe zu antijudaistischen Angriffen, bzw. Wettbewerbsnachteilen für Juden waren, entstand in vielen europäischen Ländern ein System des Sich-Versteckens hinter örtlich üblichen Vornamen, um so der allorts vorhandenen Judenfeindschaft zu entgehen: Hinter den Namen Moritz/Maurice oder Max/Marcel versteckt sich ein Moscheh, hinter Boris ein Barukh, hinter Grigory ein Girsch (das ist Hirsch), hinter einem Leopold ein Lejb/Löw, hinter einer Rosa eine Rojsele, hinter einer Fleur ein Blümele, wobei die echten jüdischen Vornamen dann nur in rituellen Situationen verwendet werden, etwa bei der Auf-rufung zur Torah-Lesung. Nach der Entstehung eines jüdischen Gemeinwesens im Heiligen Land kam es dort dann oft zu einer Umkehr dieses Vorgangs: Einwanderer nach dorthin legten ihre Diaspora-Namen ab zugunsten hebräischer Vor- und Nachnamen.

Jüdische Namen als Zielscheibe von Antijudaismen

Menschen identifizieren sich sehr stark mit ihnen gegebenen oder von ihnen selbst gewählten Namen. Eine Verballhornung oder Verunglimpfung dieses Namens wird als Verletzung wahrgenommen. Die Bewahrung des Namens wird über den Tod hinaus gewünscht, man möchte nicht vergessen werden. Dies ist die Aufgabe der Grabsteine. Einen Namen auszulöschen, bedeutet den Träger des Namens aus der Geschichte auszuradieren. Einerseits wird den Israeliten in der Torah der Auftrag erteilt, den Namen der Amalekiter auszulöschen, die zum Widersacher des göttlichen Heilsplans geworden waren und zu Erzfeinden der Israeliten (2BM 17,14; 5BM 25,17-19; 1. Sam 15; Esth 3,1-6). Andererseits war die Auslöschung der Juden und ihrer Namen genau das erklärte Ziel der Nationalsozialisten. In einem ersten Schritt verordneten sie ab August 1938 eine namentliche Gleichschaltung, indem jeder männliche Jude den Namen „Israel“ und jede Jüdin den Namen „Sara“ zusätzlich annehmen musste. In den Konzentrationslagern machten sie die Gefangenen zu Nummern, die ihnen eintätowiert wurden. Die dann Ermordeten verscharrten sie in namenlosen Massen-



gräbern oder verbrannten sie. Die jüdischen Friedhöfe wurden von ihnen verwüstet, auf dass kein Grabstein mehr von den Namen künde. Deshalb ist es das Bemühen der Holocaust-Überlebenden, den Ermordeten ihre Namen zurückzugeben und sich ihrer zu erinnern, soweit als irgend möglich. Und so heißt die Holocaust-Gedenkstätte in Jerusalem, im neu erstandenen Israel, „Yad wa-Schem“: „Denkmal und Name“.



Dr. Michael Rosenkranz, ehem. Arzt, Mitglied der Jüdischen Gemeinde Bochum–Herne–Hattingen, seit 1996 Autor von Artikeln u.a. auf www.talmud.de und Referent über Themen der jüdischen Religion. Beauftragter der Jüdischen Gemeinde für den interreligiösen Dialog.

Quellen:

- TheNaKh (das ist das sog. „Altes Testament“)
- Mischnah, Traktat Avoth („Sprüche der Väter“)
- Stichwort „Namen“ in „Neues Lexikon des Judentums“, Hg. Julius H. Schoeps, Gütersloh 2000
- „Jüdischer Name“: https://de.wikipedia.org/wiki/Juedischer_Name (Achtung: Artikel enthält unbelegte Angaben und ist teilweise widersprüchlich zur Jewish Encyclopedia von 1906)
- „Jüdische Familiennamen“, Artikel von Gundhild Winkler von 2014, <https://www.onomastikblog.de/artikel/namen-spiegel/juedische-familiennamen>
- „Die Verpflichtung zur Annahme fester Familiennamen – ein Katalysator für die Judenemanzipation im Königreich Westphalen (1807–1813)“, Vortrag von Dr. Ursula Olschewski (Paderborn), gesendet vom Kreismuseum Wewelsburg als Livestream am 13.03.2021 i.R. des 13. Wissenschaftlichen Symposiums: „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ – Regionale Aspekte und allgemeine Perspektiven
- „Warum sind jüdische Familiennamen oft besonders wohlklingend?“, Artikel von Konrad Kunze, <https://swr.de/wissen/1000-antworten/kultur/warum-sind-juedische-familiennamen-oft-besonders-wohlklingend-100.html>
- „Hab'n Sie nicht den kleinen Cohn geseh'n“, Artikel von Julius H. Schoeps, <https://www.zeit.de/1988/habn-sie-nicht-den-kleinen-cohn-gesehn>
- „Der Holocaust“, Wolfgang Benz, München 1995
- „Le nom, c'est notre carte d'identité“, Claude Layani, Abhandlung zum Torah-Wochenabschnitt „Schemoth“ in „La Gazette Juive“, Beilage zur „Jüdischen Rundschau“, Basel, Nr. 2, 11.01.1996



Wir danken für die Fotos, die uns zur Verfügung gestellt wurden, darunter von Hans-Georg Vorndran, Redaktion BlickPunkt.e, Materialien zu Christentum, Judentum, Israel und Nahost Im-Dialog, Evangelischer Arbeitskreis für das christlich-jüdische Gespräch in Hessen und Nassau www.ImDialog.org. In der Ausgabe 1/22 erschien der Artikel zuerst.



DIE DATTELNER FAMILIE BOCK ZWISCHEN DEN WELTEN

EINE LÜCKENHAFTE BIOGRAFIE

HELMUT NOTTELMANN

Rund 90.000 Stolpersteine hat der Künstler Gunter Demnig seit 1992 mittlerweile europaweit verlegt. Sie sollen begehbare Mahnmale gegen das Vergessen des Leids der Opfer der nationalsozialistischen Rassenpolitik sein. „**Die Namen der Opfer zurück an die Orte ihres Lebens bringen**“, umschreibt Demnig selbst seine Motivation. Zwanzig dieser kleinen Messingtafeln liegen auch auf Dattelner Straßen. So etwa auf dem Altmarkt (jetzt Tigg), wo die Familie Hecht ihr Wohn- und Geschäftshaus (Am Markt 9) hatte oder auf der Albertstraße 5 (jetzt Carl-Gastreich-Straße). Dort wohnten ehemals die Goldbergs; ihre Waren verkauften sie jedoch im Schlathölterschen Haus (Am Markt 8), direkt gegenüber dem der Hechts. In unmittelbarer Nachbarschaft hatten zudem Aron Löwenberg (Marktstr. 7) und Julius Bock (Kirchstr. 2) ihre Kaufhäuser mit vergleichbaren Warenangeboten. Stolpersteine mit ihren Namen sucht man in Datteln jedoch (noch) vergebens. Droht ihnen deshalb das Vergessen?

Spurensuche in den Niederlanden

Auf den Spuren der Familie Bock führte der Weg sehr schnell über die Landesgrenzen hinweg. Erstes Ziel war Gennep, ein kleines Städtchen in der niederländischen Provinz Limburg, unweit von Kleve. Denn dort wurden dem Metzger Isaac Bock und seiner Ehefrau Sara zwischen 1870 und 1890 neben dem eben erwähnten Julius 14 weitere Kinder geboren, von denen allerdings sieben bereits im Säuglings- bzw. Kleinkindalter starben. Die wirtschaftlichen Verhältnisse in ihrem Elternhaus ließen aber auch die Überlebenden um ihre wirtschaftliche Existenz kämpfen. So suchten bis auf Sohn Max, der die elterliche Metzgerei übernahm, und die psychisch kranke Johanna alle ihr Glück in Deutschland. Die unverheirateten Töchter Bertha, Josefina und Hedwig zogen ins niederrheinische Uedem, den Geburtsort ihrer Mutter, wo sie das Geschäft ihres kinderlosen Onkels Josef übernahmen. Sohn Leo, Nummer elf in der Reihenfolge der Kinder, eröffnete mit seiner Ehefrau Mathilde Silberberg ein kleines Kaufhaus in Hamm-



Kaufhaus Bock 1928, nach Umzug in die Hohe Str. 26a und 28

Hövel. Die beiden ältesten Söhne Josef und Julius landeten schließlich auf Umwegen 1908 in Datteln.

Angekommen im Herzen Dattelns

Julius hatte mit seiner Ehefrau Jenny zu diesem Zeitpunkt bereits die drei Kinder Ernst, Alfred und Lina. In der Kirchstr. 2 fanden sie vorläufig Platz für sich, für Josef und für ein eigenes Kaufhaus. Mit Josefs Unterstützung florierte das Geschäft, die Bocks expandierten. In der Stimbergstraße in Erkenschwick errichteten sie eine Filiale, in Datteln kauften sie das Gebäude der ehemaligen Kreisbank (Hohe Str. 26) und verlagerten ihr Kaufhaus dorthin. Die Bocks waren im Herzen der Stadt angekommen. Josef avancierte zum Vorstandsmitglied der jüdischen Gemeinde Dattelns, Julius trat dem örtlichen Turnverein von 1909 bei, in dem Tochter Lina bereits als aktives Mitglied der Damenriege turnte. Sohn Ernst war fußballbegeistert. In der Altherrenmannschaft des SV Germania Datteln kickte er auf Halbrechts, sprang auch notfalls als Linienrichter bei Spielen der Ligamannschaft ein und als Schriftführer rückte er sogar in den Vereinsvorstand auf. Um mehr über Ernst und seinen Bruder Alfred zu erfahren, führte eine zweite Reise nach Heerlen, wo Ernst mit seiner Frau Julia



Julius Bocks Mutter Sara mit drei ihrer Töchter (Bertha, Josephina, Hedwig, v. links)

den Lebensabend verbrachte und sein Grab noch immer zu besuchen ist.

Wendepunkt 1933

Als 1933 die Nationalsozialisten die Macht übernahmen, erkannten sie sehr früh die drohende Gefahr und kehrten noch in demselben Jahr in ihre Heimat zurück. Nach der Besetzung der Niederlande durch die deutsche Wehrmacht retteten sie sich mit nachbarschaftlicher Hilfe aus Heerlen in den Untergrund, wo sie auf abenteuerliche Weise den Holocaust überlebten. Die übrigen Geschwister hatten weniger Glück. 1939 zogen Bertha, Josefina und Hedwig nach Gennep zurück, um den Repressalien in Deutschland zu entgehen. Vergeblich. 1943 wurden sie zusammen mit Bruder Max und Schwägerin Rachel im Vernichtungslager Sobibór ermordet. In Gennep und in Uedem finden sich Stolpersteine für die drei jungen Frauen, in Gennep für Max und Rachel.

Wann Leo und Mathilde mit ihrer Tochter Agathe in die Niederlande zurückkehrten, ist nicht belegt. In Oeffelt, einem Nachbarort von Gennep, fühlten sie sich sicher und gründeten dort ein kleines Manufakturwarengeschäft. Dann jedoch kam jener Freitag, der ihr Leben zerstörte. Am 28. August 1942 hatten sich Leo und Mathilde (Agathe war mittlerweile ausgezogen) bis 12 Uhr mittags beim Gemeindevorsteher von Oeffelt einzufinden. Das war natürlich das sichere Todesurteil, das schon drei Tage später in Auschwitz vollstreckt wurde. Für Leo, Mathilde und Agathe liegen Stolpersteine vor ihrem ehemaligen Wohnsitz in Hamm. In Oeffelt kämpft eine Bürgerinitiative noch darum. Zusätzlich haben die Gemeinden Eindhoven und Roermond, die letzten Wohn-



orte von Agathe, Stolpersteine für ihre ehemalige Mitbürgerin verlegen lassen.

Rekonstruktionen alter Belegungslisten lassen vermuten, dass Johanna zuletzt Patientin der psychiatrischen Klinik „Het Apeldoornsche Bosch“ in Apeldoorn war. Die gewaltsame Räumung der Klinik und die Ermordung der etwa 1000 Patienten und ihrer Pflegekräfte am 24. Januar 1943 in Auschwitz gehören zu den schlimmsten Verbrechen der Nationalsozialisten an niederländischen Juden. Johanna Bock dürfte mit ziemlicher Sicherheit zu den Opfern gehört haben, kein Stolperstein hat ihr aber bisher ihren Namen zurückgegeben.



Helmut Nottelmann, Lehrer und Stellv. Schulleiter an den Gymnasien in Datteln und Nottuln mit den Fächern Mathematik und Sport (selbst aktiv). Dokumentation der Geschichte seines Heimatvereins TV Datteln 09: Aufarbeitung der Stellung der jüdischen Vereinsmitglieder: „Zwischen Hakenkreuz und Turnerfahne“ – Der Turnverein Datteln in den Jahren 1933 bis 1945 – Sportgeschichte in Datteln, Band 3, Datteln 2018 „Schicksalsjahre einer jüdischen Familie“ – Die Familie Bock zwischen den Welten, Datteln 2022 – „Juden im Dattelner Sport“. Sportgeschichte in Datteln, Band 5, Datteln 2022.

STUDIENREISE NACH THÜRINGEN

HERBERT HEHEMANN

■ Zu Gast in Erfurt

Am 19. Mai 2023 besuchte die Reisegruppe der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Kreis Recklinghausen unter der Leitung von Gerda E.H. Koch, Roswitha Killinger, Malte Bock (Referent der Konrad-Adenauer-Stiftung, Zuschussgeber) und Paul Blätgen die Schwestergesellschaft in Thüringen mit Sitz in Erfurt. Die Vorsitzende, Frau Irina Lewin, begrüßte uns gemeinsam mit einigen Mitgliedern der dortigen Gesellschaft in der Reglergemeinde, wo es bei Kaffee, Tee und Plätzchen zu einem geselligen Austausch kam. *„Es war eine sehr warmherzige und interessante Begegnung. Vielen Dank allen Teilnehmern!“* heißt es auf ihrer Homepage.

Wie verbreitet christlich-antijüdische Darstellungen sind, erklärte sie uns an einigen Beispielen im Chorgestühl des Erfurter Doms. Der Besuch der neuen Syn-



Antijüdische Darstellung, Dom Erfurt

nagoge in Erfurt mit dem Erev-Shabbat-G'ttesdienst unter der Leitung des damaligen Landesrabbiners Alexander Nachama beschloss diesen Tag, der am Vormittag mit einer sehr beeindruckenden Stadtführung zum Thema „Jüdisches Leben in Erfurt“ inklusive der Besichtigung u.a. der Alten Synagoge (ca. 900 Jahre alt) begonnen hatte. Dass Erfurt das Siegel Unesco Welterbe verliehen bekam, hat letztlich seinen Grund in der Pflege und Erhaltung des jüdischen Erbes.

Die Gesellschaft in Thüringen stellt sich selbst im Heft des Deutschen Koordinierungsrats, unser gemeinsamer Dachverband, zum Jahresthema 2023 wie folgt vor:



Neue Synagoge Erfurt

*„**Öffnet die Tore der Gerechtigkeit**“. So steht es über dem Eingang der Neuen Synagoge in Erfurt, die 2022 ihren 70. Geburtstag feiern darf. „Öffnet die Tore der Gerechtigkeit“, eine Überschrift, die für die Arbeit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Thüringen e.V. stehen wird.*

Thüringen hat im Jahr 2021 auf neun Jahrhunderte jüdisches Leben zurückgeblickt. Neun Jahrhunderte, die geprägt waren von den Pogromen des Mittelalters, der Shoah und der damit verbundenen Schuld u.a. durch die Firma „Topf & Söhne“ sowie des Eisenacher „Entjudungsinstituts“. Aber auch neun Jahrhunderte, die geprägt sind von tiefem Glauben und einer seit der Friedlichen Revolution wieder wachsenden Jüdischen Landesgemeinde.

Heute stehen wir in der Verantwortung, jeglichem Antijudaismus und Antisemitismus zu widersprechen. Wir stehen in der Verantwortung, die Erinnerung wach zu halten und eigene Schuld aufzuarbeiten. Und wir stehen in der Verantwortung, an das reiche jüdische Erbe in Thüringen zu erinnern, dieses zugänglich zu machen und zugleich die Entfaltung eines vielfältigen jüdischen Lebens in Thüringen zu gewähren. Orte wie Erfurt, Gotha, Berkach, Mühlhausen, Nordhausen und Gera seien hier stellvertretend genannt.

Aber wir wollen auch voneinander lernen und wir wollen miteinander das Leben feiern. Jedes Jahr finden drei Festivals in Thüringen statt, die die Gedanken von Menschlichkeit, Frieden, Toleranz und Dialog in Form eines vielfältigen Veranstaltungsangebots zum Ausdruck bringen: die Jüdisch-Israelischen Kulturtage, der

Yiddish Summer und die ACHAVA-Festspiele. Mit ihnen stehen wir als Gesellschaft in partnerschaftlicher Verbindung.

„Öffnet die Tore der Gerechtigkeit“: Weisung, Hoffnung und Aufforderung für die Arbeit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Thüringen.



Herbert Hehemann,
katholisches Vorstandsmitglied
und im Redaktionsteam.

GERDA E.H. KOCH

■ Gotha – Weimar – Schmalkalden

Ausgangspunkt und Standort unserer Reise durch Thüringen war Gotha. Die Stadtführung durch das „jüdische Gotha“ stimmte auf einen der Schwerpunkte dieser Studienfahrt ein. Dem hoch spezialisierten Stadtführer merkten wir seine Begeisterung für das Thema an, er hatte in uns besonders aufmerksame Zuhörer. Die Geschichte der Juden in Thüringen geht zurück bis ins 13. Jahrhundert und hat im Laufe der auch hier wechselvollen Geschichte vielfältige Spuren hinterlassen. Den tiefen Einschnitt, den die Zeit des Nationalsozialismus hinterlassen hat und die bis heute massiv nachwirkt, markierte der Besuch



Mahnmal Synagoge Gotha



Mahnmal Buchenwald

in Buchenwald. Der Kontrast zu Weimar, der Stadt der Literatur, Kultur und Namensgeber der ersten deutschen Republik, kann kaum größer sein. Die Frage, wie aus dem „Volk der Dichter und Denker“ eines der „Richter und Henker“ wurde, bleibt eine offene Frage, der wir uns gerade angesichts der aktuellen Situation immer wieder stellen müssen.

Zuletzt waren wir zu Gast in Schmalkalden, der Partnerstadt von Recklinghausen – die Partnerschaft wurde kurz vor der "Wende" begründet – und die vor der deutschen Teilung lange Zeit zu Hessen gehörte. Diese alte und geschichtsträchtige Fachwerkstadt war Schauplatz der Gründung des „Schmalkal-



Mahnmal Synagoge Schmalkalden

dischen Bundes“ in der Reformationszeit und verfügt ebenfalls über Zeugnisse aus der jüdischen Geschichte, die über ein ähnliches Alter wie die in Erfurt verfügen. Jüdische Geschichte gibt es mindestens seit der Erwähnung als „cives“, Stadt im Jahr 1250. Auch hier wurden wir von einem hoch kompetenten Stadtführer begleitet. Der Weg führte z.B. zu einer jahrhundertealten Mikwe (rituelles Tauchbad), die vor einigen Jahren in einem früheren jüdischen Schulhaus entdeckt wurde. Inzwischen wurden sogar Gräber lokalisiert von 18 Jüdinnen und Juden, die während des Pogroms von 1349 (wie in Erfurt) wegen angeblicher Brunnenvergiftung erschlagen wurden. Der Ort heißt bis heute „Judentelle“.

Nicht nur mit dem Stadtführer sind wir in weiterem Austausch und wollen als Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit den Plan unterstützen, an das Pogrom mit einem Gedenkstein zu erinnern. Vielleicht gelingt dies noch in diesem Jahr, in dem Schmalkalden, urkundlich erwähnt als „villa Smalcalta“, 1150 Jahre alt wird.

Die Beziehungen zwischen Recklinghausen und Schmalkalden sind vielfältig und jetzt auch um den Bereich der christlich-jüdischen Arbeit reicher. Angebahnt wird auch eine Schulpartnerschaft.

JÖRG SCHÜRMMANN

■ Schulpartnerschaft nach Schmalkalden Demokratie- und Menschenrechtserziehung im Austausch zwischen Ost und West

Die letzten Wahlergebnisse zur Europawahl 2024 haben gezeigt, dass in Teilen Ostdeutschlands das Wahlverhalten im Vergleich zu den Bundesländern im Westen signifikant anders ausfällt. Insbesondere sind Parteien verstärkt gewählt worden, die unsere Demokratie ablehnen und bekämpfen bzw. vom Verfassungsschutz in Teilen als rechtsextrem eingestuft werden. Welche Aufgabe müssen in diesem Zusammenhang Schulen verstärkt zur Demokratie- und Menschenrechtserziehung leisten?

Das Philipp-Melanchthon-Gymnasium Schmalkalden und das Theodor-Heuss-Gymnasium Recklinghausen haben sich bestärkt gefühlt, den eingeschlagenen Weg einer Schulpartnerschaft weiter zu verfolgen, deren Ausbau sich durch die Corona-Pandemie leider verzögert hatte. Mit dem Schuljahr 2024/25 wird



Es ist das Treffen von Steuergruppenmitgliedern des Philipp-Melanchthon-Gymnasiums und unserer Schule bei Bürgermeister Kaminiski in Schmalkalden.

die Zusammenarbeit mit zwei Pilotprojekten zur Erinnerungs- und Gedenkkulturarbeit zur jüdischen Geschichte Thüringens in Erfurt und zum Strukturwandel im Ruhrgebiet in Recklinghausen starten. Ziel der Partnerschaft ist es, dass junge Menschen aus Ost und West sich und ihre familiären Lebenszusammenhänge besser kennenlernen und gegenseitige Vorurteile abbauen. Gemeinsame Ideen und konkrete Schritte werden erarbeitet, sodass man in Gegenwart und Zukunft miteinander unsere freiheitliche Grundordnung gegebenenfalls schützen und konstruktiv verteidigen kann.

Diesem schulischen Vorhaben kommt zugute, dass zwischen den Städten Schmalkalden und Recklinghausen seit 1989 eine lebendige Städtepartnerschaft besteht. Die Schulpartnerschaft trägt dazu bei, dass zukünftige Bürgerinnen und Bürger der Städte sich hoffentlich bürgerschaftlich engagieren und vor Ort für die Demokratie im Kleinen einsetzen.

In Thüringen finden in diesem Herbst Landtagswahlen statt. Hoffen wir darauf, dass sich die demokratischen Kräfte durchsetzen.



Jörg Schürmann, Jahrgang 1966, studierte katholische Theologie und Geschichte, Schulleiter am Theodor-Heuss-Gymnasium Recklinghausen, Mitarbeit im Vorstand der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Kreis Recklinghausen e.V., „Garten der Religionen“ Recklinghausen, Kinderlehrhaus e.V., Verein für Orts- und Heimatkunde und Vorsitzender der Stichting „Kolle Kaal“ Borken.

STUDIENREISE NACH MECKLENBURG



Calebach-Synagoge Lübeck

HERBERT HEHEMANN

■ Backsteingotik, Märchenschlösser und Synagogen Studienreise Rostock-Lübeck-Schwerin

Vier Tage volles Programm im Mai: Eine Reise, die die vielen Erwartungen an sie bei allen Teilnehmern voll erfüllte.

Erste Station war die Hansestadt Lübeck. Zwei ausgesprochen gut vorbereitete Stadtführer vermittelten einen detaillierten Bericht über jüdisches Leben in dieser Stadt, beginnend mit der ersten Ansiedlung bis zum Ende in der Katastrophe des Holocaust. Der etwa zweistündige Stadtgang endete vor der nach dem damaligen Rabbiner Carlebach benannten Synagoge, die sich seit 1945 wieder im Besitz der jüdischen Gemeinde befindet. Sie ist die einzige Synagoge, die in Schleswig-Holstein die NS-Zeit überstanden hat, wenngleich in Teilen zerstört.

Weiter ging die Fahrt zu unserem B&B-Hotel in Rostock, günstig gelegen sowohl zur Innenstadt als auch zum Hafen. In einem klassisch italienischen Ristorante klang der Tag aus.

Landeshauptstadt Schwerin

Der zweite Tag galt der Landeshauptstadt Schwerin, einer ausgesprochen reizvollen Stadt. Eine zweistündige Stadtrundfahrt mit anschließendem Stadtrundgang vermittelte einen guten Überblick über die Besonderheiten dieser liebenswerten Stadt mit ihren vielen Seen und guten Erholungsmöglichkeiten. Das

imposante Schloss, einst Residenzschloss der (Groß-)Herzöge von Mecklenburg-Schwerin, heute Sitz des Landtages von Mecklenburg-Vorpommern, liegt auf einer Insel im Schweriner See. Erste Spuren einer Burganlage führen ins 9. Jahrhundert. Die Teilnehmenden konnten, ausgerüstet mit einem Audioguide, Teile des Inneren des Schlosses auf eigene Faust und nach persönlichem Gusto erkunden.

Im Ministerium für Wissenschaft, Kultur, Bundes- und Europaangelegenheiten wurde die Gruppe nach



Synagoge Schwerin



Schloss Schwerin

der Mittagspause vom Beauftragten des Landes für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus empfangen, der über die Situation der jüdischen Gemeinden in Mecklenburg-Vorpommern referierte. Maria Schümann, die Vorsitzende der Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit Mecklenburg-Vorpommern, gab einen Einblick in die vielfältigen Tätigkeiten unserer dortigen Schwestergesellschaft, die sich auf das gesamte Bundesland bezieht, aber Schwerpunkte in Schwerin und Rostock hat. Es schloss sich der Besuch der neuen Synagoge an. Der Landesrabbiner Yuriy Kadnykov begrüßte uns und gab uns einen kleinen Überblick über jüdisches Gemeindeleben in Mecklenburg-Vorpommern mit den beiden Standorten Schwerin und Rostock. Danach hatten wir die Möglichkeit, am Erev-Shabbat-G'ttesdienst mit anschließendem Kiddusch teilzunehmen.

Der Schwebende im Dom

Am nächsten Tag standen die Ernst-Barlach-Stadt Güstrow, Bad Doberan und Rostock auf dem Programm. Dank der guten Verbindungen von Gerda Koch erläuterte uns Pastor Höser sehr ausführlich die Geschichte und die Besonderheiten des Doms in Güstrow. Am Ende der über einstündigen Führung verweilten wir am „Schwebenden“ und anderen Werken von Ernst Barlach. In zwei Gruppen auf-



Barlach Engel Güstrow

geteilt unternahmen wir noch einen informativen Stadtrundgang.

Imposant war auch das Münster der ehemaligen Zisterzienserabtei von Bad Doberan. Obwohl in Teilen eingerüstet, gewannen wir einen sehr guten Eindruck von den baulichen Merkmalen dieser mittelalterlichen Klosterkirche.

Die Stadtführung in Rostock musste leider ausfallen, da der gebuchte Stadtführer nicht aufzufinden war. So hatten wir die Möglichkeit, die alte Hansestadt Rostock auf eigene Faust zu erkunden, was gewiss auch seinen Reiz hatte. Abschließend konnten wir die **„Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur Max-Samuel-Haus“** besuchen, die seit 1991 ihren Sitz in der alten Villa hat.

Auf der Rückfahrt am Sonntag machten wir noch einen lohnenden Abstecher nach Schloss Ludwigslust, zeitweilige Residenz der (Groß-)Herzöge von Mecklenburg-Schwerin, und konnten den großzügigen Park vor der langen Rückfahrt genießen.

Alle Teilnehmer waren dankbar für die Möglichkeit, an diesem verlängerten Wochenende jüdisches Leben und mecklenburgische Kultur kennenzulernen.

Inzwischen ist das Residenz-Ensemble mit dem Schweriner Schloss Weltkulturerbe geworden *„als ein außergewöhnliches Beispiel einer europäischen Residenz im 19. Jahrhundert“*, das weitgehend unbeschadet erhalten blieb. Die Hoffnung der Schweriner, die uns gegenüber geäußert wurde, hat sich folglich im Juli erfüllt. Wir gratulieren!

Für 2025 steht der andere Teil dieses Bundeslandes, Vorpommern, auf dem Studienreiseprogramm.

»ICH BIN DAVID«

MARTINA LEUFERT

David wächst in einem Konzentrationslager irgendwo in Südeuropa auf. Eine Erinnerung an „Draußen“ hat er nicht. Als er seinen Beschützer Johannes verliert, der im Lager stirbt, stellt er das Sprechen ein. Unerwarteterweise verhilft ihm einer der Aufseher zur Flucht. Warum? David kann es sich nicht erklären. Er glaubt an eine Falle und wagt erst nicht, die Chance zu ergreifen. Dann tut er es doch – und es klappt.

Es beginnt eine lange, gefährliche Wanderung über Italien Richtung Norden. Sie ist entbehrungsreich, aber das kennt David nicht anders, damit kommt er zurecht. Er lernt Dinge kennen, die er nur vom Hörensagen kennt: die Schönheit der Natur, Farben, Musik, die Freude am Essen.

Mit den Menschen ist es problematischer: David meidet sie, sie stellen für ihn eine Gefahr dar, er weiß nicht recht mit ihnen umzugehen. Trotzdem begegnet er immer wieder Leuten, die ihm weiterhelfen. Besonders im Kontakt mit Kindern spüren sowohl er selbst als auch die fremden Erwachsenen: Er ist anders. Seine Augen sind die eines „alten Mannes“, so beschreiben es die Erwachsenen. Mit den anderen Kindern spielt er aus Höflichkeit, er kann damit nichts anfangen. An einem Spiel, das die anderen Kinder so gerne spielen, kann er gar nicht teilnehmen: Spielen, jemand anderes zu sein, das ist für David existenziell bedrohlich. Er kann nur überleben und seine Flucht kann nur gelingen, wenn er immer nur er selbst ist. Sonst würde er sich und sein Ziel verlieren.

Trotz vieler Bedrohungen, aber auch wegen einiger glücklicher Umstände gelangt er an sein Ziel in Dänemark. Dort trifft er seine Mutter, die ihn sofort erkennt und in die Arme schließt.

Auf seiner Wanderung durch Deutschland sieht David Konzentrationslager und Aufseher, wie er sie Zeit seines Lebens kennt.

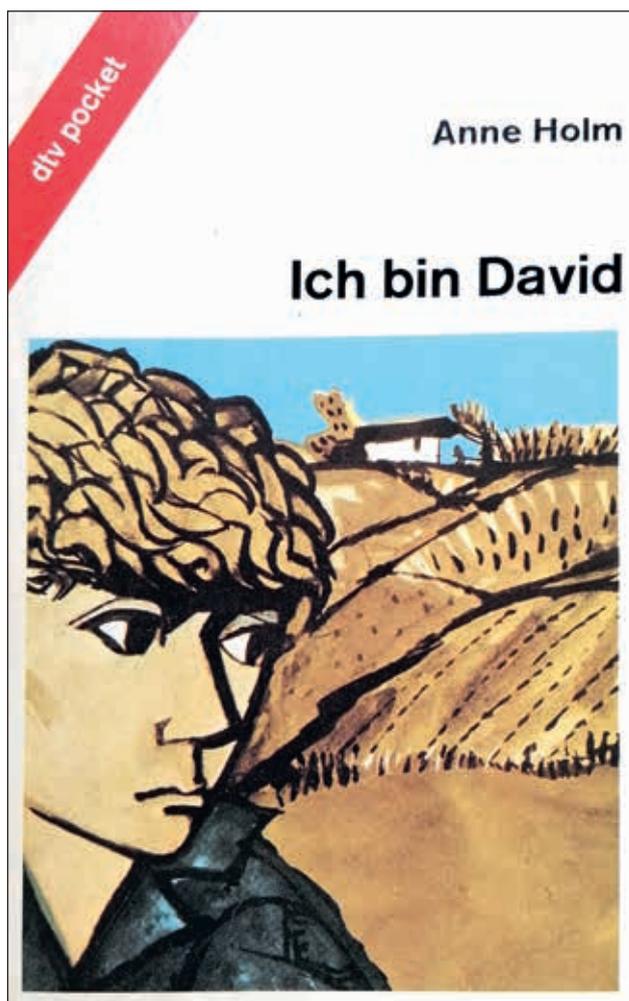
Das Buch lässt offen, aus welchem Konzentrationslager David fliehen konnte. Auch die Frage, ob er Jude ist, worauf sein Name hinweisen könnte, wird nicht thematisiert. Erst ganz am Ende des Buches erfahren wir, dass sein Vater im Lager ermordet wurde, weil er Kommunist war.

David konnte frei werden, weil er sich seine Identität bewahrt hat: Ich bin David

Die Autorin Anne Holm, eine Dänin, war Journalistin und Kinderbuchautorin. Nur ihr Buch „**Ich bin David**“ ist bis jetzt ins Deutsche übersetzt worden. Eine Stärke dieses kleinen Buches liegt in den nicht gegebenen Antworten. Es ist nicht wesentlich, wo das Lager war und warum sich die Insassen dort befanden.

Wichtig ist, dass die Lager den Zweck hatten, unschuldige Menschen ihrer Freiheit zu berauben, sie einzusperren und ihnen bis zur Ermordung Schaden zuzufügen.

„**Ich bin David**“ ist ein sehr gutes Kinderbuch und wie alle Kinderbücher dieser Art ist es unbedingt auch ein Buch für Erwachsene.



75 JAHRE GRUNDGESETZ

Eine Exkursion nach Bonn

URSULA AUGUST UND RAINER VOLZ

Vor 75 Jahren wurde in Bonn das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland verkündet – die Geburtsstunde unserer zweiten Demokratie. Bonn, jahrhundertlang Sitz der Kurfürsten von Köln, der Landesherren des Vests Recklinghausen, wurde die Hauptstadt. Grund genug, uns mit der Geschichte unseres Staates „vor Ort“ zu beschäftigen. Auf dem Programm der Tagesreise der VHS in Kooperation mit dem Verein für Orts- und Heimatkunde und der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, die reichlichen Zuspruch fand, stand zunächst der Besuch im „Haus der Geschichte“. Die dialog-orientierte Führung begann mit der Einsichtnahme in das Original des Grundgesetzes. Es folgte ein spannender Gang durch das neugestaltete Museum, der u.a. Einblicke in die frühen Nachkriegsjahre und den parlamentarischen/wirtschaftlichen Wiederaufbau, die Nürnberger Prozesse und die Bewegung der 68er, zuletzt die Geschichte der beiden deutschen Staaten und des Kalten Krieges, bis hin zur Wiedervereinigung bot.

Der anschließende Rundgang durch das ehemalige Regierungsviertel demonstrierte uns, wie klein und „dörflich“ es eigentlich war: In einem Radius von rund zwanzig Fußminuten lagen alle wichtigen Institutionen der jungen Republik: Parlament (Wasserwerk), Haus der Abgeordneten (Langer Eugen), Bundeskanzleramt und Palais Schaumburg bzw. Villa Hammerschmidt.



Gruppe im Haus der Geschichte, Foto: Cornelia Möllers



Haus der Geschichte, Untergeschoss, Bahnhofsschild „Bonn“ mit altem Personenzug und davor Adenauers Staatskarosse, Foto: G. Koch

Während des Rundgangs wurden einige Themen der „Adenauer-Republik“ (1949–1963) skizziert.

Die Adenauer-Gate-Affäre mutete spannend an: die seit einigen Jahren bekannte Entdeckung mit ausführlichen Belegen einer geheimdienstlichen Ausspähung der sozialdemokratischen Fraktion Anfang der 1950er Jahre durch den neu gegründeten Geheimdienst unter Reinhard Gehlen und Hans Globke. Ziel war es zu wissen, welche politischen Ziele die SPD hatte und wie sie zur sogenannten Vergangenheitsbewältigung stand. Wäre dies damals bekannt geworden, hätte das wahrscheinlich das Ende für die damalige Regierung bedeutet. Adenauer hatte, zumindest offiziell, nur unvollständige Kenntnis von der Ausspähung; die Akteure waren Globke und Gehlen – und im Hintergrund die US-amerikanische Politik, die keinesfalls einen „Linksrutsch“ in der jungen Bundesrepublik wollte. Konservative Kreise in der SPD waren allerdings darüber informiert worden.

Es gab in der jungen Bundesrepublik lebhaftere Debatten über Wiederbewaffnung und Vergangenheitsbewältigung. Doch im Staatsapparat gab es nur wenige, die politisch „unbelastet“ und gleichzeitig in Machtpositionen waren. Einer von ihnen war der aus der Emigration nach Deutschland zurückgekehrte Fritz Bauer, der aus einer jüdisch liberalen Familie stammte. Mit dem Namen des damaligen Generalstaatsanwaltes in Hessen (1956–1968) verbinden sich die Entführung Adolf Eichmanns nach Israel, die positive Neubewertung der Widerstands-

kämpfer des 20. Juli von 1944 und die Frankfurter Auschwitzprozesse. Aufgrund seiner Initiative beim israelischen Geheimdienst wurde Eichmann in seinem argentinischen Versteck aufgegriffen und nach Israel verbracht, wo er zum Tode verurteilt wurde. Eichmann in der Bundesrepublik vor Gericht zu stellen, gelang Bauer nicht. Dadurch war die öffentliche Bearbeitung der NS-Täterschaft, unter anderen die des Geheimdienstleiters Hans Globke, der an den Nürnberger Rassegesetzen maßgeblich mitgewirkt hatte, abgewehrt und es blieben zahllose Täter und Mitläufer verschont. Die realpolitische Linie der Regierung Deutschland gegenüber dem Ausland als geläuterte und friedliche Nation darzustellen, aber auch die vielen aktiven Täter und Mitläufer, die ja auch als Fachleute gebraucht wurden, vor der schonungslosen Tatanalyse zu schützen, blieb bis Ende der 1970er Jahre das Mantra der Bundesrepublik.

Den Abschluss der Fahrt bildete der Besuch im privaten Wohnhaus von Konrad Adenauer in Rhöndorf. Garten und Haus waren einerseits Rückzugsort – bereits zum Zeitpunkt seiner eigenen Verfolgung als Kölner Bürgermeister durch die Nationalsozialisten, andererseits wurde es auch zum Treffpunkt bei Staatsbesuchen. Ganz besonders wurde hier der Beginn der deutsch- französischen Freundschaft sichtbar. Die dem Haus vorgelagerten Ausstellungsräume und eine Dokumentationsstätte wären sicher noch eine eigene Reise wert.



Ursula August ist evangelisches Vorstandsmitglied der GCJZ Kreis Recklinghausen. Rainer Volz ist ihr Ehemann.



Eröffnung der Wanderausstellung „Würde • Freiheit • Einheit“ ROSWITHA KILLINGER

Am 23. Mai 1949 wurde das Grundgesetz verkündet. Dies nahm 75 Jahre später die „Theo AG“ des Theodor Heuss Gymnasiums Recklinghausen zum Anlass, sich intensiv mit seiner Entstehungsgeschichte, insbesondere mit den Grundrechten, auseinanderzu-

setzen und nach deren Bedeutung für das eigene Leben zu fragen. Heraus kamen beeindruckende Plakate, in der die Grundrechte jeweils mit einer Aussage der persönlichen Bedeutung für die einzelnen Schülerinnen kombiniert sind. Als der Vorstand des Kinderlehrhaus e.V. davon erfuhr, entschloss er sich spontan dazu, die Plakate mit allgemeinen Informationen zur Entstehung des Grundgesetzes zu ergänzen und die Gestaltung sowie die Produktion der Ausstellungstafeln in professionelle Hände zu geben und dies finanziell zu übernehmen.

Der Einladung zur Ausstellungseröffnung im Theodor Heuss Gymnasium am 19. Juni 2024 waren Vertreter:innen aus Politik, Kirchen und Gesellschaft gefolgt, darunter der Leiter der Dokumentations- und Forschungsstelle „Justiz und Nationalsozialismus“ an der Justizakademie des Landes NRW, Dirk Reitzig, der die Eröffnungsveranstaltung finanziell unterstützt hatte. Nach der Begrüßung durch die „Theo AG“ und den Schulleiter, Herrn Schürmann, würdigte die 1. Stellvertretende Bürgermeisterin der Stadt Recklinghausen, Marita Bergmaier, ausdrücklich den Einsatz der Schülerinnen und deren Bereitschaft, sich für das Grundgesetz und damit die Demo-

WÜRDE • FREIHEIT • EINHEIT

Die Grundrechte im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland



Faksimile des Grundgesetzes von 1949 (Ausschnitt),
Exemplar von Theodor Heuss, Eigentum Familienarchiv Heuss

Wanderausstellung

Erarbeitet von Schülerinnen
der „Theo-AG“ am
Theodor-Heuss-Gymnasium
Recklinghausen
in Kooperation mit Kinderlehrhaus e.V.



Grundgesetz Artikel 1
am Gebäude der Frankfurter Staatsanwaltschaft

Die Wanderausstellung wurde gestaltet aus Anlass des
75. Jahrestags des Grundgesetzes
23. Mai 1949 – 23. Mai 2024.



Verein zur Förderung des
interreligiösen und
interkulturellen Lernens e.V.

LAYOUT: VOLKER KOEHN
RECKLINGHAUSEN 2024

Informationen/Anfrage:
info@kinderlehrhaus.de
www.kinderlehrhaus.de



THEODOR HEUSS
GYMNASIUM
RELIGIÖSE ANTIKWIETÄT GEMEINSAM

Titel-Tafel der Ausstellung



Schülerinnen vor Ausstellungstafeln, links Gerda E.H. Koch, Mitte Dirk Reitzig (JAK), rechts Irmin Brocker

kratie einzusetzen. In seinem Vortrag beleuchtete Rechtsanwalt Jürgen Mehlau aus Recklinghausen das Grundrecht zur Meinungsfreiheit auch im Blick auf die aktuelle Situation. Gerda E.H. Koch, Vorsitzende des Vereins Kinderlehrhaus zur Förderung des interreligiösen und interkulturellen Lernens e.V. und der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, lobte den Einsatz der Schülerinnen. Auch sie betonte, wie wichtig der Einsatz für die Demokratie ist und dass Artikel 1 des Grundgesetzes „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ ausdrücklich auch die Verpflichtung aller staatlichen Gewalt enthält, die Menschenwürde zu achten und zu schützen. Die Ausstellung ist damit auch ein Beitrag für den Einsatz gegen Antisemitismus, der die Würde aller Menschen leugnet.

Die Ausstellung steht ab sofort interessierten Schulen und Institutionen zur Ausleihe zur Verfügung, damit viele der Fragestellung der Theo AG nachgehen: „Warum sind die Grundrechte für mich wichtig?“

KONTAKTE: Die Ausstellung umfasst 22 Tafeln im Format DIN A 1 und hat Lochbohrungen in den Ecken zum Aufhängen. Anfragen zur Ausleihe der Wanderausstellung: info@kinderlehrhaus.de



Roswitha Killinger, Mitglied der GCJZ Kreis Recklinghausen und im Redaktionsteam.

„Würde • Freiheit • Einheit“

Ausstellungsprojekt zu 75 Jahren Grundgesetz 2024 IRMIN BROCKER

Das Grundgesetz ist die Grundlage unserer Demokratie. Dieser Aussage werden Erwachsene, wie Heranwachsende vermutlich einheitlich zustimmen. Doch inwiefern kann diese Aussage nicht nur „lehrbuchmäßig“ bejaht, sondern mit Leben gefüllt werden? Was bedeutet Jugendlichen das Grundgesetz 75 Jahre nach seiner Ratifizierung?

Diesen Fragen stellte sich im zweiten Schulhalbjahr 2023/24 die sogenannten „**Theo-AG**“ (nach dem Namensgeber der Schule benannt) des Theodor-Heuss-Gymnasiums in Recklinghausen. In der Arbeitsgemeinschaft (AG) setzen sich Schüler*innen der Oberstufe mit lokalen wie bundesweiten Themen und Daten der v.a. deutschen Geschichts- und Erinnerungskultur auseinander. Die AG-Beteiligten führen z.B. Gespräche mit Zeitzeug:innen, unternehmen Exkursionen, machen die Schulgemeinde oder größere Adressatenkreise auf Themen oder Daten aufmerksam.

Anlässlich des bevorstehenden 75. Jahrestages des Grundgesetzes am 23. Mai 2024 war sich die Theo-AG einig, sich mit diesem besonderen Schriftstück zu beschäftigen. Der inhaltlichen Arbeit wurde ein Brainstorming zum Grundgesetz vorangestellt. Aus den daraus hervorgegangenen Begriffen wie z.B. Demokratie, Würde oder Freiheit erstellten die Schülerinnen eigene Akrosticha, um den ersten Zugang zu sichern. Es folgten Recherchen, die in einer gemeinsamen Erläuterung des Entstehungskontextes des Grundgesetzes mündeten. Infolge wurde das Grundgesetz selbstständig gelesen. Während des Leseprozesses hielten die Schülerinnen ihre Fragen und Gedanken in einem Lesetagebuch fest. Es diente ihnen bei einer gemeinsamen Diskussion über die Errungenschaften des Grundgesetzes als Argumentationsstütze und trug dazu bei, den Fokus auf die Grundrechte zu lenken. Denn alle betonten in ihren individuellen Ausführungen deren gewichtige Positionierung zu Beginn des Grundgesetzes als Lehre aus den NS-Schrecken. Zum resümierenden Diskussionsende entwickelte die AG die Idee einer Ausstellung für die Schulgemeinde, um das Grundgesetz zum 75. Jahrestag besonders hervorzuheben.



Doch wie konnte eine Ausstellung aussehen, die zugleich einen Fünftklässler wie eine Abiturientin, Lehrkräfte oder Eltern ansprechen würde? Die AG verständigte sich darauf, eine Plakatausstellung zu erstellen, auf der ausgewählte Grundrechte durch persönliche Statements interpretiert werden. Jedes Plakat sollte einerseits das Grundrecht fokussieren und eine Antwort auf die Frage nach der persönlichen Relevanz darlegen. Andererseits sollten die Plakate die Betrachtenden zu einer Antwort zu der zentralen Frage motivieren: „Was bedeuten die Grundrechte mir?“

Die daraus entstandene Wanderausstellung ist ein wahrhaftiges Zeitzeugnis der Schülerinnen und ihrer heranwachsenden demokratischen Haltung. Die Statements verdeutlichen, wie die Grundrechte nach 75 Jahren gelesen und persönlich ausgelegt werden. Und die Ausstellung kann Anlass für andere Lernende zu einer ersten Auseinandersetzung mit den Grundrechten sein.

Darüber hinaus seien folgende didaktische Impulse für alternative Zugänge skizziert.

- Eine korrelative Annäherung an die Bedeutung von Werten, die ja auch hinter den Grundrechten stehen, kann ein sogenanntes Werte-Ranking sein. Hierbei notieren die Lernenden zuerst z.B. 20 Werte, die ihnen für ihr Leben unerlässlich scheinen. Als nächstes sollen sie 10 zu entbehrende streichen. Danach wird die Liste erneut halbiert, ehe die übrigen 5 nach ihrer Bedeutsamkeit gerankt werden. Abschließend kann die jeweilige „Nummer 1“ auf Papierkarten (oder digital) festge-

halten werden. Die Methode des Reduzierens sollte dann evaluiert werden. Im Austausch über die Herausforderungen dieser Prozedur kann auch ein Austausch über die „Nummer 1-Werte“ stattfinden. Häufen sich Werte? Was sagen sie über die Lebensführung aus? Auf welche Werte können wir uns als (Klassen-)Gemeinschaft einigen?

Eine solche Sensibilisierung kann auch das prozessartige Ringen der Verfassungseltern im Parlamentarischen Rat problematisieren, das den Lernenden weiterführend über einen Sachtext oder ein Erklärvideo den historischen Kontext näherbringen kann.

- Eine perspektivische Auseinandersetzung mit den Grundrechten lohnt anhand von Aussagen der Verfassungseltern. Zitate von z.B. Heuss oder Adenauer über den Entwicklungsprozess des Grundgesetzes oder dessen Bedeutung können eine Überprüfung veranlassen und von den Lernenden neu bewertet werden. V.a. die Thematisierung der vier Frauenbiografien der Verfassungsmütter sowie ihre Einschätzungen sind gewinnbringend. Denn hier prallen politische Geschichte, das „JA“ zur Demokratie sowie die – verzögerte – gesellschaftliche Entwicklung im Ringen um z.B. die Gleichberechtigung der Geschlechter aufeinander. Anhand von Artikel 3 und Elisabeth Selberts Position kann dieses Ringen nicht nur erörtert, sondern auch auf gegenwärtige Entwicklungen – oder Stillstände – hin überprüft werden. Ergänzend wird die Filmanalyse zu „Die Unbeugsamen“ (2021) empfohlen.



Irmin Brocker, (rechts im Bild), Jg. 1987, Lehrerin am THG für Geschichte u. Kath. Religion, Europakoordinatorin und Ansprechpartnerin für Gedenk- und Erinnerungsarbeit, kommissarische Fachleiterin der „Lernort Garten der Religionen“ in Recklinghausen, Fachleiterin für Kath.- Religion am ZfSL Recklinghausen.

JULIUS STREICHER "DER STÜRMER"

JULIUS STREICHERS ANTISEMITISCHE ZEITSCHRIFT „DER STÜRMER“

REBECCA QUICK

Die Wochenzeitschrift der „Stürmer“, herausgegeben von Julius Streicher, brachte gewalttätige, obszöne und pornographische Geschichten und Karikaturen über die „jüdische Niedertracht“, die in Zerrbildern und dämonenhaften Zeichnungen zum Ausdruck kamen. Das Wochenblatt verbreitete Anschuldigungen wegen Kinds- und Ritualmord, zum Beispiel dass Juden Kinder töten und ihr Blut trinken würden, und beschrieb Juden als Sexualstraftäter, sogenannte „Rasseschänder“.

Mit detailreichen Geschichten über Sex, Namen und Verbrechen der Juden, versuchte „der Stürmer“ die Leserschaft zu erregen und zu unterhalten. Die Anschuldigungen waren haltlos und wurden nur selten untersucht. Sie zielten auf die Entmenschlichung und Diffamierung der Juden in allen Lebensbereichen.

Entwicklung, Verbote und Verbreitung

Die Zeitschrift war nie offizielles Organ der NSDAP und trug entsprechend auch nie die Symbolik der Nazis, wie das Hakenkreuz im Logo, allerdings warb das Blatt durchaus im Innern mit dem Nationalsozialismus und dessen Ideologie, schaltete Werbung und informierte über Kundgebungen etc.

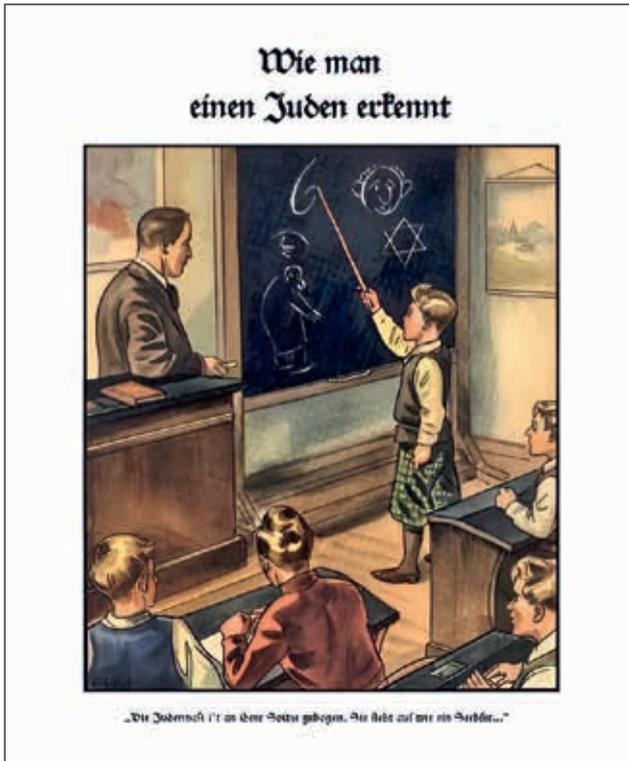
Die Auflage des Stürmers lag in den Anfangsjahren bei wenigen tausend Exemplaren und beschränkte sich auf Nürnberg, stieg nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten dann von 47.000 im Juni 1934 auf 486.000 Exemplare im Oktober 1935. (Roos, Daniel: Julius Streicher und „Der Stürmer“ 1923–1945, Paderborn 2014, S. 252). Im Jahr 1938 erreichte das Blatt mit fast einer halben Million Exemplaren seine höchste Auflage.

Mehrfach wurde der „Stürmer“ in seinen Anfangsjahren verboten, denn Streichers frühe Kampagnen gegen Juden erhielten extreme Behauptungen, die fast die Einstellung der Zeitung zur Folge gehabt hätten, weil der „Stürmer“ behauptete, die Juden hätten Arbeitslosigkeit und Inflation verursacht, Phänomene, unter denen die Weimarer Republik in den 1920er Jahren litt.



Propaganda-Maschinerie – alles andere als „die Wahrheit“

Das selbsternannte „Wochenblatt zum Kampf um die Wahrheit“ wurde bis 1935 im „völkischen Verlag Wilhelm Härdel“ verlegt, anschließend in Streichers eigenem Verlag der „Stürmer“. Ab 1927 war der Zeitung stets das Zitat „Die Juden sind unser Unglück“ des Historikers Heinrich von Treitschke (1834–1896) von 1879 angefügt, das die aggressiv-diffamierende Ausrichtung des „Stürmers“ auf seiner Titelseite offenbarte. Deziert richtete sich die Zeitung auch an Menschen mit wenig Bildung. Hitler erklärte den „Stürmer“ zu seiner „Lieblingszeitschrift“ und sorgte dafür, dass jede Wochenausgabe in jeder Stadt und in jedem Dorf in speziellen Schaukästen, den sogenannten „Stürmerkästen“, zur Ansicht ausgestellt wurde. Exemplare zum „Anfixen“ wurden gratis an-



geboten und das Blatt warb damit, dass man den „Stürmer“ untereinander weitergeben sollte, um andere vor der „jüdischen Gefahr“ zu warnen.

Einsatzmöglichkeiten im Unterricht

Im Unterricht lassen sich anhand ausgewählter Titel-Karikaturen aus dem „Stürmer“ exemplarisch zum Beispiel folgende antisemitische Stereotype analysieren und ihre Entstehung kontextualisieren (siehe Karikaturauswahl), um Schülerinnen und Schüler für solche Zerrbilder, Vorurteile und mögliche Folgen zu sensibilisieren.

- Alljuda – der „ewige Jude“
- „Wucherjude“
- „Rassenschande“ (siehe auch YouTube Video „Armer Hansi“ von 1941)
- Physiognomie

Ebenso bietet es sich an, Auszüge aus dem Buch „Der Giftpilz – ein Stürmerbuch für Jung und Alt“ auszuwerten und vor allem die Sprache in den kurzen Geschichten und Versen in den Blick zu nehmen, die Jüdinnen und Juden mit „Ungeziefer“ oder dem Teufel gleichsetzt und ihnen negative Charaktereigenschaften zuschreibt. In den Nürnberger Prozessen wurde das Buch sogar als Beweismittel gegen Streicher für „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ genutzt.



Weitere Cover und ganze Ausgaben des „Stürmer“ sind kostenfrei über archive.org nach Anmeldung als Download verfügbar, ebenso „Der Giftpilz“; siehe Literaturhinweise und QR-Codes). Auch beim „German Propaganda Archive“ wird man fündig oder über eine einfache Schlagwortsuche über Google.

Auf www.bkgla.de/stuermer-projekt finden sich weitere Anregungen für den Unterricht.



LITERATUR: Augustinovic, Werner / Moll, Martin: Antisemitismus als Erziehungsinhalt. Ein Kinderbuch aus dem „Stürmer“-Verlag: Entstehung – Rezeption – Wirkung, in: Vierteljahrshefte zur Kommunikationsforschung 1991, S. 343–358.
Benz, Wolfgang (Hrsg.): Handbuch Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Berlin/New York 2010 (mehrbändiges Werk).



Dr. Rebecca Quick, Jg. 1988, Promotion an der Universität Duisburg Essen am Historischen Institut Essen, seit 2016 Studienrätin am Berufskolleg Gladbeck für die Fächer Englisch, Geschichte und Politik. Aktiv in der SV-Arbeit an der Schule sowie einer AG zur Digitalisierung. Seit 2020 zuständig für die Öffentlichkeitsarbeit am Berufskolleg Gladbeck.

GRETA KLINGSBERG UND DIE KINDEROPER BRUNDIBÁR

PRAXISIDEEN VON DER GRUNDSCHULE BIS ZUR SEKUNDARSTUFE II

GERDA E.H. KOCH

Einige von Ihnen erinnern sich vielleicht noch an den beeindruckenden Besuch der Zeitzeugin Greta Klingsberg in Recklinghausen und die großartige Aufführung von Brundibár während der Tage der zentralen Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit 2018 in Recklinghausen.



Greta in Recklinghausen

Schicksal und Oper passen besonders gut zum Jahresthema 2024 des Deutschen Koordinierungsrates der ca. 85 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit.

Musik half Greta Klingsberg, das Ghetto Theresienstadt und das Konzentrationslager Auschwitz zu überleben. Auch nach der Befreiung spielte Musik in ihrem Leben eine zentrale Rolle. Mit ihrer Botschaft an junge Menschen formuliert sie sehr klar, worauf es im Zusammenleben ankommt.

Greta Klingsberg

Greta kam am 11. September 1929 in Wien als Grete Hofmeister zur Welt. 1938, nach dem Anschluss Österreichs, flüchteten ihre Eltern mit ihr und ihrer jüngeren Schwester Trude ins tschechische Brünn. Ihre Eltern gelangten von dort aus mit einem illegalen Transport nach Palästina. Die beiden Töchter mussten sie in einem Heim zurücklassen. Der Plan, sie später nachzuholen, scheiterte. Nach dem Einmarsch der Deutschen in die Tschechoslowakei kamen Greta und ihre Schwester Trude in ein tschechisch-jüdisches Waisenhaus. 1942 wurden sie nach Theresienstadt deportiert. Im Ghetto sang Greta mehr als fünfzig Mal die Hauptrolle in Hans Krásas legendärer Kinderoper Brundibár. Am 23. Oktober 1944 kamen Greta und Trude in den Transport nach Auschwitz-Birkenau. Trude wurde dort ermordet,



Brundibár-Aufführung in Theresienstadt

Greta nach einer Selektion weitertransportiert nach Öderan in Sachsen, wo sie in einer Munitionsfabrik Zwangsarbeit leisten musste. Gegen Ende des Krieges kam sie wieder nach Theresienstadt, wo sie im Frühjahr 1945 von der Roten Armee befreit wurde. Sie gelangte zunächst in die Obhut des tschechischen Pädagogen und evangelischen Humanisten Přemysl Pitter (1895–1976), der sich schon davor für sozial gefährdete Kinder verarmter Familien engagiert hatte. Pitter hatte nach dem Krieg für elternlose jüdische Kinder, die aus den Konzentrationslagern befreit worden waren, Erholungsheime aufgebaut. Er nahm nicht nur tschechische jüdische, sondern auch deutsche Kinder auf. 1946 emigrierte Greta nach Palästina. Hier traf sie ihre Eltern wieder, konnte mit ihnen aber nie über das Erlebte reden. Ihre Lebensweisheit: Überlebt zu haben, ist ein Geschenk, und es ist wichtig, was man daraus macht. „Ich werde sicher meine Vergangenheit nicht verleugnen und nicht vergessen ... Aber es gibt noch andere Sachen im Leben, die Freude bringen und Spaß machen. Daran soll man sich halten.“

Die Kinderoper Brundibár

In der Kinderoper geht es um Aninka und Pepiček, deren Mutter krank ist. Der Arzt verordnet Milch. Die Kinder haben aber kein Geld, die Familie ist arm. Sie entdecken Brundibár, der sich mit Leierkasten-



Brundibár-Aufführung in Recklinghausen

spielen Geld verdient. Das bringt die verzweifelten Kinder auf die Idee ebenfalls zu singen. Brundibár duldet das nicht und vertreibt die „Konkurrenten“ vom Marktplatz. Da bieten ein Spatz, eine Katze und ein Hund Hilfe an: Sie rufen alle Kinder zusammen. Gemeinsam gelingt es, Brundibár zu verjagen. Sie bekommen Geld, das Brundibár vergeblich versucht zu stehlen. Gegen die Übermacht der Kinder und Tiere kommt er nicht an. Gemeinsam feiern sie ihren Sieg. Der in Prag geborene tschechoslowakische Komponist Hans Krása (1899–1944) schrieb 1938 zusammen mit dem Librettisten Adolf Hoffmeister (1902–1972) die Kinderoper Brundibár (in zwei Akten), die nicht nur für Kinder geschrieben, sondern auch von Kindern aufgeführt wurde. Als Folge der Zerschlagung der (ersten) Tschechoslowakischen Republik (ČSR) nach dem Münchner Abkommen, der deutschen Besetzung und des Beginns des Zweiten Weltkriegs konnte die Kinderoper erst 1941 in Prag im dortigen jüdischen Waisenhaus heimlich aufgeführt werden. Kurz danach begannen die Deportationen der tschechischen Juden. Am 10. August 1942 wurde auch Hans Krása in das Ghetto Theresienstadt deportiert. Der Klavierauszug gelangte ins Ghetto, auf dieser Basis schrieb Krása die Partitur erneut. Viele Mitwirkende der Uraufführung in Prag waren inzwischen im Ghetto. Am 23. September 1943 wurde Brundibár dort das erste Mal aufgeführt. Etwa 50 weitere Aufführungen unter Mitwirkung von Kindern im Ghetto folgten. Da diese oft kurz nach den Aufführungen in die Vernichtungslager deportiert wurden, mussten die Rollen oft neu besetzt werden. Eine dieser Aufführungen wurde in dem NS-Propagandafilm „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“ gezeigt.

Überleben durch Musik

Die Operaufführungen dienten in Theresienstadt auch dazu, ein gewisses Maß an Normalität vorzutäuschen, halfen aber auch, das Schicksal der mitwirkenden Kinder etwas erträglicher zu machen. Auf der Bühne sangen sie von einer Welt vor der Deportation mit Schule, Eis, Hund und Katze.

Auch wenn die Ursprungsfassung frei von Politischem war, wurde Brundibár in Theresienstadt schnell zur „Projektionsfigur für all das Böse, das sie umgab und unter dem sie litten. Sie sahen in ihm Hitler: ‚Wir haben Brundibár besiegt‘, war nun überall in Theresienstadt triumphierend zu hören“. Überlebende berichteten, dass der Vergleich zwischen Brundibár und Hitler selbstverständlich gezogen wurde und das Gefühl, dass man gemeinsam etwas erreichen kann, wichtig für ihren Mut zum (Über-)Leben war.

Wegen ihrer klaren, hellen Sopranstimme erhielt Greta die weibliche Hauptrolle. Etwa 50 Mal sang Greta die „Aninka“ und war im Lager mehr unter diesem als dem eigenen Namen bekannt. Sämtliche Aufführungen waren ausgebucht. Heute wäre sie unter anderen Umständen ein Kinderstar gewesen. Gretas „Gage“ bestand aus etwas Margarine und Zucker. *„Die Musik ermöglichte allen, für einige Stunden der rauen Wirklichkeit zu entfliehen.“*

Immer wieder erlebte Greta, dass Kinder ausgewechselt wurden, weil sie nach Auschwitz deportiert wurden. Von etwa 15.000 in den Osten deportierten Kindern überlebten nur 250.

Greta Klingsbergs Botschaft

„Man soll sehen, die kleinen und einfachen Dinge machen den eigentlichen Wert des Lebens aus. Das ist, was ich aus den Zeiten gelernt haben, die ich durchlebt habe.“

An anderer Stelle in dem Film-Interview sagte sie: *„Ich finde es herrlich, dass man mit Menschen Begegnungen hat und sprechen kann und vielleicht daraus etwas lernt, um wiederum den anderen zu akzeptieren und sich an etwas zu halten, in dem man gut ist, eine Begabung hat. Wenn man das kann, dann ist das Leben lebenswert. ... Musik bedeutet für mich einfach Leben. Ich kann mir ein Leben ohne Musik nicht vorstellen – aber auch nicht ohne Menschen.“*

An heutige Kinder richtete sie die Botschaft: „Du musst nicht so leben wie der andere, doch sei neugierig darauf, warum er so lebt. Warum trägt er ein Käpple? Warum isst er kein Schweinefleisch? ... Ich hoffe, dass aus dieser Neugier eine Toleranz erwächst ...“ Und sie forderte dazu auf, einerseits Freude zu haben an dem, was sie tun, aber auch andere zu akzeptieren. „Ich würde es fürchterlich langweilig finden, wenn alle gleich wären.“

Ideen für den Unterricht

Die Überlebensgeschichte von Greta Klingsberg eignet sich schon für den Einsatz in der Grundschulalter. Von Vorteil ist dabei, dass Greta in einem ähnlichen Alter war und heutige Schüler:innen dadurch leichter Zugang finden. Die Kinderoper Brundibár kann darüber hinaus auch heute Mut machen, bleibt also nicht auf die NS-Zeit beschränkt, sondern weist in die heutige Zeit und trägt zu Erinnerungsarbeit und Demokratieerziehung bei. Gretas Zugehen auf junge Menschen ist ein gelebter Beitrag zum Dialog. Ihre Botschaft gibt Anregungen für das Miteinander in der vielfältiger gewordenen Zusammensetzung von Schulklassen. Eine fächerübergreifende Erarbeitung ist sinnvoll.

Bei jüngeren Schüler:innen bietet sich ein Zugang über das Kinder-/Bilderbuch „Brundibár“ an sowie über zentrale Lieder aus der Kinderoper, die eine positive Botschaft enthalten (z.B. Freundschaftslied). Anschließend können Greta und ihre Rolle in der Kinderoper in Theresienstadt vorgestellt werden. Gretas Leben wird ergänzend erzählt und der Frage nachgegangen, wie und warum sie nach Theresien-

stadt kam; sodann wird behutsam und altersgemäß eingeführt, was Theresienstadt bedeutete.

Bei älteren Schüler:innen kann auf das Schicksal der meisten jüdischen Kinder (insbesondere in Theresienstadt) sowie die Ermordung von Gretas Schwester eingegangen werden. Ebenfalls für ältere Schüler:innen bieten sich Fragen nach der Zeit nach 1945 an. Mit Schüler:innen der Sek I und Sek II könnte auch das Leben und Wirken von Přemysl Pitter z.B. im Fach Pädagogik in Kooperation mit Geschichte und/oder (Praktische) Philosophie/Ethik/Religion thematisiert werden. In den Kinderheimen wurden z.B. Überlebende und Kinder von Tätern gemeinsam erzogen. Auch die Rolle der Musik in Gretas Leben kann im Unterricht aufgegriffen werden. Für fast alle Altersgruppen bieten sich Zitate aus Gretas Botschaft an.

(UNTERRICHTS-)MATERIAL UND MEDIEN:

Christa Spannauer und Thomas Gonschior „Mut zum Leben. Die Botschaft der Überlebenden von Auschwitz“, Buch und Film, darin Greta Klingsberg.

Handreichung für den Unterricht zum Film und Buch, Hg. Kinderlehrhaus e.V., Recklinghausen 2016, www.kinderlehrhaus.de

Greta Klingsberg erzählt vor Schüler:innen von ihrem Leben: Video vom Besuch im Städtischen Gymnasium Herthen am 22.09.2014: <https://www.zeit-und-zweitzeugen.de/zeitzeugen/verfolgte/>

Gerda E.H. Koch, Rainer Möller, Das geht auch mich an.

Ein fächer- und jahrgangsübergreifendes Curriculum der Holocaust Education mit Unterrichtsmaterialien für Grundschule, Sek I und Sek II, Hg. Kinderlehrhaus e.V., GEE-Pädagogische Akademie, Buber-Rosenzweig-Stiftung, Recklinghausen 2021



Schluss-Szene der Brundibár-Aufführung in Recklinghausen

DR. SELIG S. AUERBACHPREIS 2024

ERICH-KLAUSENER SCHULE IN HERTEN UND BERUFSSKOLLEG IN GLADBECK

URSULA AUGUST

Im Rahmen einer Festveranstaltung im Rathaus Recklinghausen verlieh die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Kreis Recklinghausen an die Erich-Klausener (Real-)Schule in Herten und an das Berufskolleg in Gladbeck den **Dr. Selig S. Auerbachpreis 2024**. Eine Anerkennungsurkunde erhielt die Rosa-Parks-Schule in Herten, die schon einmal Preisträgerin war.

An der diesjährigen Preisverleihung nahmen wieder zahlreiche Gäste aus Religion, Politik und den Schulgemeinschaften teil, unter ihnen die Vertreterin des Kirchenkreises Frau Superintendentin Saskia Karpenstein. Mit Grußworten vertreten waren der Bürgermeister der Stadt Herten, Matthias Müller, und der Vertreter des Bistums, Daniel Bartz, für die Preisträger aus Herten die stellvertretende Landrätin Martina Eißing und die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Gelsenkirchen, Slava Pasku, für die Preisträger des Berufskollegs aus Gladbeck.

Vertreter von Bündnis90/DIE Grünen (Ortsverband Recklinghausen) hatten das Preisgeld auch in diesem Jahr aufgestockt und überreichten einen symbolischen Scheck.

Der Recklinghäuser Bürgermeister Christoph Tesche betonte zu Beginn die Bedeutung der Erinnerungskultur für die Gegenwart und das große Engagement der Schüler:innen und Lehrkräfte der genannten Schulen, die in Präsentationen ihre Arbeit vorstellten. Mit dem selbst getexteten und komponierten Lied „Will von der Welt noch so viel sehen“ eröffneten zwei Schülerinnen der Erich-Klausener-Schule ihre Präsentation. In seiner Laudatio für die EKS hob Vorstandsmitglied Peter Kitzol-Kohn u.a. hervor, dass die Klassen 9 und 10, letztere fahren schon seit 14 Jahren zu einer Gedenkfahrt nach Auschwitz, ihre Betroffenheit und ihre Erfahrungen in vorbildlicher Weise in einer Ausstellung, in Gesprächen, Workshops und mit einem Gottesdienst aufgearbeitet hätten. Unter großem Applaus nahmen die Preisträger:innen, ihre Lehrerin Frau Slowinski und Schulleiter Kissenkötter den Preis entgegen.

Vorstandsmitglied Christl Lewin würdigte in ihrer Laudatio die Projektarbeit des Oberstufenkurses des Berufskollegs in Gladbeck. Unter der Leitung der Geschichtslehrerin Frau Dr. Quick hätten diese eine Dokumentation unter dem Titel „Julius Streichers



Schüler:innen der Erich-Klausener-Schule mit Kolleg:innen und Schulleiter



Berufskolleg Gladbeck: (v. links) Schulleiter, Schüler (Pianist), Schülerinnen, Vorsitzende GCJZ, Lehrerin Dr. R. Quick

antisemitische Zeitschrift ‚Der Stürmer‘ erarbeitet und dabei beispielhaft aufgezeigt, wie „niederträchtig, grausam und menschenverachtend die Propaganda des ‚Stürmer‘ zwischen 1923 und 1945“ war. Der Schüler Ivan Vinytski brillierte im Rahmen der Präsentation am Flügel mit Chopins Etude Op. 25. Auch hier gab es großen Applaus bei der Preisübergabe; Schulleiter Pleines dankte dafür.

In ihrer Begrüßung und ihren Abschlussworten dankte die Vorsitzende der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Frau Gerda E.H. Koch, für das Engagement der Preisträger:innen und ermutigte diese zu weiterem Einsatz gegen Antisemitismus.

Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Recklinghausen stiftet seit 2006 den **Dr. Selig S. Auerbachpreis** in der Absicht, Schüler:innen und Lehrer:innen aller Schulformen im Kreis Recklinghausen in ihrer Beschäftigung mit christlich-jüdischen Themen, der Erinnerungsarbeit und dem Einsatz gegen Antisemitismus und für Demokratie zu motivieren und zu unterstützen. Der Namensgeber war u.a. von 1934 bis zu seiner erzwungenen Flucht Ende 1938 der letzte Rabbiner im Bezirksrabbinat Recklinghausen und zuständig für 19 Synagogengemeinden in der Region.



Herr Iser, Frau Siemsen und Herr Bogumil (Bündnis 90/Grüne), die Vorsitzenden der GZJZ, Frau Koch, Frau Lewin und Vorstandsmitglied August

„HAPPY BIRTHDAY, GRUNDGESETZ“

EINE BESONDERE GEBURTSTAGSFEIER AM HEISENBERG-GYMNASIUM

CARMEN GIESE

Mit viel Musik, einer Ausstellung zum „Weg des Grundgesetzes“ und wichtigen Artikeln der deutschen Verfassung, der Darstellung der Biografien der „Mütter des Grundgesetzes“, dem historischen Film zur Verkündung des Grundgesetzes, einem Quiz für jüngere Schülerinnen und Schüler und der Möglichkeit, aufzuschreiben, welche Bedeutung das Grundgesetz für jeden selbst hat, feierte am 24. Mai 2024 das Heisenberg-Gymnasium den 75. Geburtstag des Grundgesetzes.

Dafür verwandelte sich die Agora des Heisenberg-Gymnasiums in eine Party-Location. Die Pausenhalle wurde rund um die thematische Ausstellung und einem Berg von Grundgesetzen, die an die Schulgemeinde verteilt wurden, mit einer übergroßen 75, mit Ballons und Luftschlangen festlich geschmückt, Kuchen wurde angeboten und es ertönte laute Musik. Die Geburtstagsfeier eröffneten Alina Krause und Finja Dernovsek aus der Jahrgangsstufe Q1, die auf die besondere Bedeutung der deutschen Verfassung als Grundlage unseres freiheitlich-demokratischen Zusammenlebens hinwiesen und aus ihrer Sicht besonders wichtige Artikel des Grundgesetzes zitierten. Allen voran nannten sie den Artikel 1: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“. Danach überbrachte der 2. Stellvertretende Bürgermeister der Stadt Gladbeck, Herr Drosdzol, Grüße der Stadt Gladbeck, betonte ebenfalls die Wichtigkeit des Grundgesetzes, für dessen Fortbestand ein unermüdlicher Einsatz aller notwendig sei, und formulierte anerkennende Worte für die Aktion der Schülerinnen und Schüler des Heisenberg-Gymnasiums. Ein besonderes inhaltliches Programm wurde an dem Grundgesetztag allen Klassen der Jahrgangsstufe 6 zuteil. Sie hatten die Möglichkeit, eine ganze Unterrichtsstunde in der Ausstellung zum Grundgesetz zu verbringen und sich intensiv mit der deutschen Verfassung und deren Bedeutung für unsere Gesellschaft und für jeden einzelnen auseinander zu setzen. So wurde die Frage, „*Was bedeutet das Grundgesetz für mich?*“, häufig mit „*Es bedeutet für mich Gerechtigkeit*“ beantwortet. Ein Schüler schrieb



Schüler:innen und Lehrer:innen des Heisenberg Gymnasium

darüber hinaus, dass es „das wichtigste Buch“ für ihn sei. Eine andere Schülerin notierte: „*Das Grundgesetz bedeutet für mich, dass alle respektiert werden, egal wie man aussieht und was für ein Geschlecht man ist*“. Die Schülerinnen und Schüler lasen intensiv in dem Gesetzestext und konnten in einem abschließenden Quiz zeigen, ob sie wesentliche Grundlagen der deutschen Verfassung kennengelernt haben. Initiiert wurde die Feier von der Courage-AG der Schule, die sich aus knapp 20 Schülerinnen und Schülern aller Jahrgangstufen zusammensetzt und es sich zur Aufgabe macht, Projekte für die Demokratie, für ein friedliches Miteinander, für Toleranz und Menschenrechte durchzuführen. Insgesamt war es eine schöne und bedeutsame Feier für die Schulgemeinde des Heisenberg-Gymnasiums, in der Vielfalt, Toleranz und ein friedliches Miteinander wichtige Werte sind.



Dr. Carmen Giese ist Lehrerin am Heisenberg-Gymnasium und Fachleiterin am Zentrum für schulpraktische Lehrerbildung in Recklinghausen. Das Heisenberg-Gymnasium erhielt zweimal den Dr. Selig S. Auerbach-Preis.

DIE NOACHIDISCHEN GEBOTE

VORTRAGSABEND MIT DR. MICHAEL ROSENKRANZ

URSULA AUGUST

Am Dienstag, den 12. September 2023, fand das erste Abendforum im Rahmen des neuen „FES-Treffs“ der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Kreis Recklinghausen statt. FES steht für Friedrich-Ebert-Straße 40, das Gebäude, in dem die Gesellschaft seit Herbst ihren neuen Sitz hat.

Erster Gast und Referent der neuen Vortragsreihe war Dr. Michael Rosenkranz, Arzt für Allgemeinmedizin i.R., Mitglied der jüdischen Gemeinde Bochum–Herne–Hattingen und dort Beauftragter für den interreligiösen Dialog. Vielen ist er auch bekannt als Autor von Artikeln und zahlreichen Vorträgen über das Judentum. Er referierte zum Thema: Die Noachidischen Gebote/Gesetze.

Wenn, wie wir es in dem biblischen Schöpfungsbericht lesen, alle Menschen von Adam und Eva abstammen und nach dem Bericht von der Sintflut alle Menschen ihre Herkunft von Noach und seiner Frau herleiten, gelten dann alle Gesetze/Gebote, die der Ewige den ersten Menschen und Noah gegeben hat, auch für alle Menschen? Und welche Gesetze sind es dann?

Theologische Erinnerungen

Michael Rosenkranz begann seinen Vortrag zunächst mit den folgenden theologischen Erinnerungen, die u.a. zur Formulierung der Noachidischen Gebote geführt hatten:

In der späten Antike gab es in den jüdischen Gemeinden im Heiligen Land, aber auch außerhalb davon stets viele „Beisassen“, Menschen, die sich für das Judentum und die Gebote interessierten und auf die der Monotheismus sehr anziehend wirkte. Wie sollte das Verhältnis zu ihnen beschrieben werden? Wie verhielten sich die Auserwählung der Israeliten zur Gottesknechtschaft und die Zusage, das geliebte Volk zu sein, zu den anderen Völkern?

Schon die Propheten hatten wiederholt deutlich gemacht, dass die Lehre des Ewigen nicht nur für

die Israeliten bestimmt war, sondern für alle Völker, wenn sie bereit sind, sich dem Ewigen zuzuwenden (vgl. Jesaja 66 und Sacharja 14).

Sodann hatte z.B. der Midrasch Sifra formuliert, dass jeder Mensch nicht nur vom Ewigen sein Leben erhielt, sondern selbst auch im Ebenbild des Ewigen erschaffen wurde.

Mindestanforderungen an Gemeinsamkeit

Diese wichtigen Impulse führten im Judentum dazu, nicht nur partikularistisch zu denken, sondern auch universalistisch die Gemeinschaft mit anderen Menschen mitzudenken. Und dies forderte eine Klärung, welche Mindestanforderungen an Gemeinsamkeit zu stellen seien. Das Ergebnis war die Formulierung der noachidischen Gebote, die gemäß der Überlieferung nach der Sintflut Noach und seiner Familie, seinen Nachkommen und damit allen Menschen gegeben wurden.

Die Ausformulierung erfolgte in der historischen Situation des 3. und 4. Jahrhunderts nach der Zeitenwende, zu einer Zeit also, in der der Zweite Tempel in Jerusalem bereits zerstört und der erste und zweite Aufstand der Juden gegen die römische Besatzung verloren waren und die Zerstreung der Juden über die ganze Welt schon begonnen hatte.

Sechs Verbote und ein Gebot

Dr. Rosenkranz machte deutlich, dass die Formulierung der Noachidischen Gebote zunächst nicht einheitlich war, sondern es je nach Rabbinerschulen unterschiedliche Herleitungen und Formulierungen gab. Einige Rabbinen wollten das Verbot magischer Praktiken, andere besondere Tier- und Pflanzenschutzgesetze (z.B. Verbot der Aufpfropfung) aufnehmen.

Die letztlich allgemein akzeptierte Liste der Gesetze wird im Babylonischen Talmud, Traktat Sanhedrin (56 a,b) aufgeführt. Dort finden sich die folgenden sieben Gesetze, sechs Verbote und ein Gebot:

Verbot des Götzenopferdienstes, Verbot der Gotteslästerung, Verbot des Blutvergießens, Verbot der Unzucht, Verbot des Raubes, Verbot des Verspeisens eines von einem lebenden Tier entnommenen Körperteils und bluthaltigen Fleisches, Gebot der Einrichtung einer gerechten Rechtspflege.

Zahl und Ableitung der Gebote

Dr. Rosenkranz erklärte den Teilnehmenden des Abends, wie sich die Zahl und die Ableitung der Gebote jeweils begründen lässt.

Zwei der sieben Weisungen waren Noach unmittelbar gegeben worden: nämlich das Verbot bluthaltiges Fleisch zu essen, insbesondere nicht einem noch lebenden Tier ein Glied zu entreißen und ihm damit Leid und Schmerz zuzufügen – und das Verbot, Blut zu vergießen, also Gewalt auszuüben, zu töten. In Bezug auf die übrigen fünf Weisungen hätten die Rabbinerschulen deutlich gemacht, dass diese bereits dem Adam gegeben worden sein mussten: „Der Ewige ... gebot dem Menschen und sprach also: ‚Von jedem Baum des Gartens kannst Du essen, aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen sollst du nicht essen, denn an diesem Tag wirst du dem Tode anheimfallen.‘“ Der Mensch aß trotzdem davon, weil er sein wollte wie Gott, und damit war es ihm möglich, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden.

Aus der Ansprache Gottes an Adam und dessen Antwort an Gott wurden z.B. das Verbot des Götzenopferdienstes und das Verbot der Gottesleugnung und Gotteslästerung abgeleitet (Der Mensch wusste doch von Gott). Die Schöpfungsgeschichte erzählt, dass dem Menschen Pflanzen und Bäume zur Speise gegeben wurden. Daraus, aber auch aus der Weisung Gottes: „Von diesem Baum darfst du essen“, wurde abgeleitet, dass der Ewige zunächst dem Menschen pflanzliche Nahrung gab. Erst nach Noach war Fleisch als Nahrung erlaubt, allerdings ohne Blut, denn die Seele des Tieres mit seinem Blut soll zunächst in die Erde zurückkehren.

Verbindlich für jüdische – verbindlich für alle anderen Menschen

Indem der Ewige dem Menschen ein Gebot gab, also eine Richtlinie zum Handeln, wurde dem Menschen

verdeutlicht, dass auch er unter seinesgleichen Richtlinien für das Handeln zu erstellen habe und damit eine Institution, die über der Einhaltung der Richtlinien wacht – also gerechte Gerichte.

Michael Rosenkranz verwies noch einmal darauf: Die sieben noachidischen Gesetze sollen deutlich machen: Die Torah, des Ewigen Weisung vom Sinai, mit ihren 613 Geboten und Verboten, ist verbindlich für die Israeliten, die Juden. Verpflichtend für alle anderen Menschen sind ausschließlich die dem Adam und dem Noach gegebenen Gesetze. Das Judentum ist keine missionarische Religion, denn als gerecht vor Gott und geachtet kann auch der gelten, wer die gemeinsamen noachidischen „Grundgesetze“ einhält.

Zur Bedeutung der noachidischen Gebote heute

Im anschließenden Gespräch standen die folgenden Fragen und der Austausch über ganz aktuelle ethische Themen im Raum:

Können die noachidischen Gebote in der Gegenwart eine wichtige Grundlage bilden als allgemeines religiöses und ethisches Recht für alle Menschen, unabhängig von jeder Religion und staatlichen Ordnung? Gibt es jenseits einer partikularen – nur auf eine Religion bezogene Ethik – auch noch eine gemeinsame universale Ethik des Zusammenlebens? Gibt es eine „Minima Moralia“, einen moralischen Minimalkonsens, der für alle Menschen plausibel, vernünftig und nachvollziehbar ist? Können das die Noachidischen Gesetze sein? Angesprochen wurde die Bedeutung der Noachidischen Gesetze für die Ausformulierung von Menschenrechtskonventionen, ihre Aktualität in der Debatte über den Zusammenhang von Recht und Gerechtigkeit, aber auch für die Formulierung und Umsetzung der Tierschutzgesetze.



JUNG, ENGAGIERT UND DIGITAL VERNETZT

DAS FORUM JUNGER ERWACHSENER IM DKR

RUTH NIENTIEDT

Falls du interessiert bist, dich mit jüngeren Menschen aus ganz Deutschland auszutauschen, freuen wir uns auf dich! Es gibt über die Arbeit der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit vor Ort hinaus für Menschen von 18 bis 39 Jahren die Möglichkeit, sich überregional im Forum Junger Erwachsener (FJE) zu vernetzen. Aufgrund der Entfernungen tauscht sich das FJE überwiegend digital aus und lädt zu öffentlichen Online-Veranstaltungen ein. Ein Thema war beispielsweise Queerness in den verschiedenen Traditionen (u.a. mit Helene Shani Braun und Jens Ehebrect-Zumsande).

Zum DKR-Jahresthema 2023 „Freiheit – Macht – Verantwortung“ reflektierten Mitglieder des FJE ihre eigenen Rollen und Möglichkeiten im Kontext von Arbeit und Ehrenamt. Am 16. September ist der Musiker Matthias Helms eingeladen zum aktuellen Jahresthema „The Sound of Dialogue“. Mit seiner Band „Naschuwa“ lädt er seit vielen Jahren zu einer Begegnung mit der Vielfalt der jüdischen Musik ein. Die Veranstaltungen sind im Anschluss über den YouTube-

Kanal des DKR zugänglich. Grundsätze des FJE sind der Einsatz für einen offenen gesamtgesellschaftlichen Dialog und respektvolle Begegnung, sowie gegen jede Form der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit, insbesondere gegen jeden Antisemitismus.



Je nachdem wie viel Zeit und Interesse da ist, kann man sich unterschiedlich einbringen. Es gibt keinen Anspruch, wie oft du dabei sein oder wie viel du dich einbringen musst – ganz nach deinen Möglichkeiten! Wer Zeit und Energie hat, ist herzlich eingeladen, Ideen für Themen, Formate

oder Medien einzubringen und gemeinsam umzusetzen.

Wer sich nur austauschen möchte und jüngere Menschen sucht, die sich für Fragen der christlich-jüdischen Zusammenarbeit interessieren, kann auch gerne dazukommen. Die Mitglieder des FJE sind auch Mitglieder einer der über 80 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, aber zum Reinschnuppern muss man kein Mitglied sein, uns sind alle willkommen.

Weitere Informationen zur Arbeit des FJE finden sich unter <https://fje.deutscher-koordinierungsrat.de/> – wer sich im Ruhrgebiet für das FJE interessiert, kann sich gerne bei Verena Mildner-Misz und Ruth Nientiedt melden, beide sind über die GCJZ Dortmund (info@gcjz-dortmund.de) erreichbar.